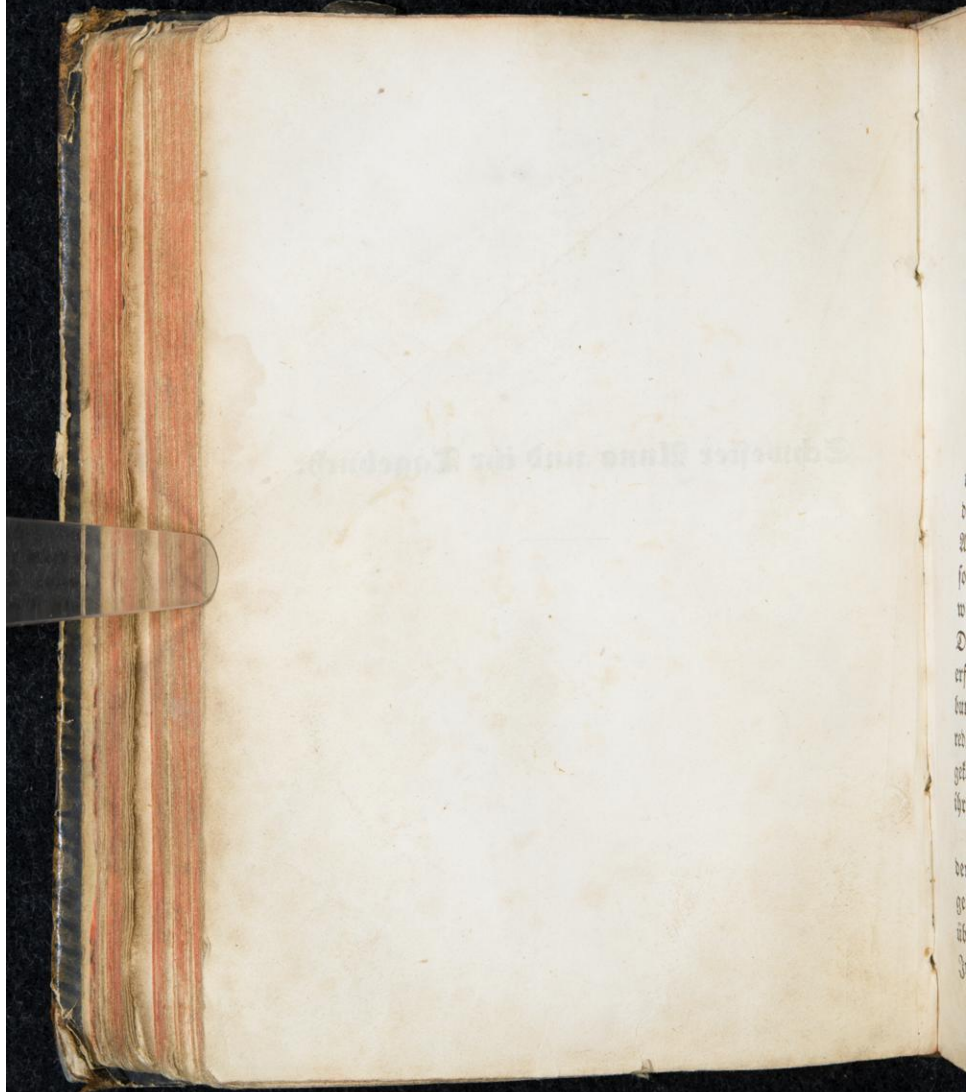


Schwester Anna und ihr Tagebuch.



Sie war die Tochter des reichen Domänenraths Baumberg und achtzehn Jahre alt. Vater und Mutter lebten noch und hatten sich von ihren Pachtungen in die Hauptstadt zurückgezogen mit ihren beiden Kindern: Anna und einem zwölfjährigen Knaben, Adolf. Anna sollte da die Welt kennen lernen und der Knabe seine weitere Ausbildung für die Universität erhalten. Der Domänenrath und seine Frau waren schlichte, biedere, erfahrene und häusliche Leute. Sie hatten ihren Ehebund in bereits reiferen Jahren geschlossen, hatten redlich gewirkt und gearbeitet, bis sie zu Vermögen gekommen waren, und wollten sich jetzt an der Seite ihrer Kinder zur Ruhe setzen.

Anna wurde nicht nur von ihrem Bruder, sondern auch von Eltern und Dienstleuten »Schwester« genannt. Sie liebte nämlich ihren jüngern Bruder überschwenglich und wurde von diesem mit gleicher Innigkeit wieder geliebt. Der herzige Ton, mit dem

er ihr als Kind noch immer: Schwester! zurief, übergang anfangs scherzhaft, dann aus Gewohnheit in den Mund der Eltern und der übrigen Hausgenossen. Gab es doch auch keinen bessern, treffenderen Namen für Anna! Das Mädchen trug einen Diamant von Herzensgüte, Sanftmuth und Wohlwollen in ihrer Brust, der nicht nur ihr ganzes Wesen, sondern auch ihre Umgebung mit einem milden, bezaubernden Lichte durchstrahlte. Jedes Wort aus ihrem Munde klang wie ein Nachtigallenschlag, jeder Blick aus ihren Augen war ein Frühlingssonnenstrahl, eine Bitte von ihr ausgesprochen klang wie ein Gebet und drang zu jedem Herzen. Eine Thräne auf ihrer Wange hätte den bittersten Haß versöhnt, ein Lächeln von ihrem Munde zauberte auch auf die ernsteste Stirne Heiterkeit.

Dies Alles kam bei dem jungen Mädchen so unabsichtlich, es quoll wie aus einer krystallinen Schale, deren tiefster Grund noch hell und durchsichtig ist. Sie gab sich gar keine Mühe, so sanft und freundlich, so herzugewinnend und trostreich zu sein: das ward von selbst, das mußte so und nicht anders kommen. Selbst der graue Wolkenhimmel schien in ihren blauen Augen sonnig zu strahlen.

Und Anna war schön: der Kopf ein reizendes Oval, das schwarze dicke Haar über der Stirne ge-

scheitelt, am Nacken in reiche, schwere Locken gelöst, die Nase edel geformt, der Mund blühend, zum Entzücken frisch, die Farbe der Wangen auffallend blaß, aber durchsichtig, lebenquellend — die Hände klein, schneeweiß, bezaubernd, der Fuß niedlich, graziös. Anna erschien liebreizend, tadellos, wenn sie hinter einem Tische saß oder wenn ein Mantel ihren Oberkörper bis an die Schultern verhüllte: das arme Kind war schief gewachsen, ihr Rückgrat nach der linken Hüfte zu gekrümmt, die rechte Schulter niedriger als die linke. Die Wärterin hatte das einjährige Kind fallen lassen, hatte den Fall verschwiegen, und als man die Verkrümmung bemerkte, kam orthopädische Hilfe zu spät.

Ältern lieben von ihren Kindern die schwächlichen am meisten. So kam es, daß der Domänenrath und seine Frau ihr unglückliches Mädchen schon vom zartesten Alter an mit der sorgsamsten Zärtlichkeit hegten und pfl egten. Diese Liebe fiel auf einen empfänglichen Boden, Milde lockte Milde hervor, und Sanftmuth fand in der jungen Brust das schönste, rührendste Echo. Anna fühlte, wie sehr sie geliebt wurde, und ein innerer Drang sagte ihr, daß sie mit gleicher, ja noch reicherer Liebe vergelten müsse. Später, als sie denken und urtheilen lernte, war ihr die Liebe nicht mehr ein süßer Trieb, dem sie

gern und ohne Anstrengung folgte, sondern Bedingung und Aufgabe ihres Lebens, Pflicht gegen den Schöpfer und seine Schöpfung. —

Sie wußte von ihrer Mißgestalt, sie kannte sie; aber sie ward ihr selten drückend. Nur zuweilen konnte sie eine rohe Bemerkung, wenn sie den körperlichen Gebrechen eines Andern galt, auf Augenblicke verstimmen, doch verhallte der Seufzer ungehört in ihrer Brust. Konnte sie doch ihre Verunstaltung weder sich, noch so ganz unbedingt einem Zweiten schuld geben: ihre Wärterin, die längst todt war, hatte nur aus Leichtfinn und Unkenntniß, nicht aber aus Bosheit gefehlt. Zudem sprach Jedermann in Anna's Nähe nur von ihrem Herzen, von ihrem Gemüthe, als dem edlern und schönern Theile ihres Wesens, und in diesem allein fand sie die Offenbarung ihrer Sendung. Daß es ein Streben geben könne und häufig gebe, körperliche Reize und diese allein geltend zu machen, ahnte sie nicht. Sie hörte davon, glaubte aber nicht daran. Sie dachte, weil bei Dieser oder Jener die Schönheit blendender hervortritt, beschäftigt sie Aufmerksamkeit und Urtheil mehr. Die schönen Mädchen hielt sie alle für gleich gut, nur konnten sie sich nicht gleich bedeutsam offenbaren, weil eben der Körperreiz, das Augenfällige, ihnen die Hälfte oder noch mehr des Ausdrucks nahm.

So kam es, daß sie auch ihre schöneren Geschlechts-
genossinnen nicht beneidete; bis jetzt hatte sie von
Allen, die in ihre Nähe kamen, ihres Neußern wegen
keine Zurücksetzung erfahren; sie glaubte, sie gelte
wie jede Andere.

Die Eltern, sagten wir oben, wollten, Anna
möge in der Residenz die Welt kennen lernen. Aber
was wir in einer großen Stadt die Welt nennen,
dafür hatte das Mädchen weder Trieb noch Empfäng-
lichkeit. Ihr Haus, ihre nächste Umgebung, ihre
Bücher waren ihre Welt. Rauschende Vergnügungen,
die wechselvollen Berührungen der Dessenlichkeit
schüchternen sie ein und umflorten ihren heitern, un-
befangenen Sinn. Nur selten besuchte sie das Thea-
ter und den Concertsaal, und dann wählte sie gewiß
den abgeschiedensten, dunkelsten Platz, denn sie kam
nur des Stückes und der Musik wegen, nicht um
der Leute willen. Sie dachte, die Andern müßten
auch nur so kommen. Darum mißbehagten ihr die
Pausen, worin sich das Publikum geltend machte,
darum verlegte sie jede auch zufällige Störung, da
sie ihr das Kunstwerk beeinträchtigte.

Anna's Eltern sahen in ihrem Hause nur wenig
Gesellschaft. Sie waren zu kurze Zeit in der Resi-
denz und hatten auch zu wenig raschen Trieb und
Geschick, um schnelle Bekanntschaften zu machen. Auch

liebten sie noch zu sehr ihr ländliches Stilleben, um sich so bald dem Geräusch und Gedränge, den vielfachen Berührungen mit noch fremden, unerforschten Personen hinzugeben. Die Mutter beschäftigte sich häuslich, der Vater besuchte zwei Mal des Tags das Kaffeehaus, um Zeitungen zu lesen — die spätern Abende brachte er im Kreise seiner Familie zu. Adolf ging täglich sechs Stunden in die Schule, dann vollendete er seine Repetitionen; die übrige Zeit brachte er meist spielend und schäkernnd bei der Schwester zu, noch öfter aber horchte er ihren Erzählungen aus der Länder- und Völkergeschichte, oder den Schilderungen von Abenteuern und Erlebnissen, welche das Mädchen aus den Reisewerken, die sie eifrig las, eigens für ihn herauszog. Diese namentlich beflügelten seine Fantasie; die beständige Unterhaltung aber mit der Schwester machte, daß er spielend vielerlei lernte und zum Weiterlernen angeeifert wurde.

So still also war dieses Haus und dieser Menschenkreis. Hier drängten sich keine großen Ereignisse, hier walteten keine starken Leidenschaften, und hier gab es keine großen Freudenerscheinungen, aber auch keine großen Schmerzen.

Solche Menschen liebt Gott sichtbarlich, aber sie lieben ihn auch, sie bestürmen ihn nicht mit Bitten und Wünschen um Befriedigung ihres Ehrgeizes, um

einen hervorragenden Standpunkt im Leben und um große Mittel zum Gebrauch oder Mißbrauch ihrer Kräfte. Wie Viele werden unglücklich, weil sie der Idee, die sie trägt, nicht gewachsen sind. Wer den wilden Renner besteigen will und auf ihm die Flur durchtoben, muß auch die Kraft haben, ihn zu zügeln. —

* * *

Sonntag den 30. März. Heut' haben wir zum ersten Mal die Winterfenster abgenommen. Der Himmel ist gar blau, die Sonne warm und die Luft so, als duftete sie von lauter Veilchen. — Das war aber auch ein recht harter, langer Winter. Die armen Leute, was müssen die erduldet haben in den kurzen Tagen, ohne Holz und Licht! — Mit Gottes Hilfe wäre es nun überstanden — die Sonne ist den Menschen mütterlich gesinnt. — Dort drüben auf dem hohen Giebeldach hat sie den letzten Schnee weggepußt; er wehrte sich lange, denn er lag in einer Vertiefung hinter dem Gesimse, wohin die warmen Strahlen bisher nicht dringen konnten. — Ich habe, weil es recht warm und wohligh war, den Käfig mit meinem Stieglitz vor's Fenster gestellt. Die frische Luft und das neue Sonnenlicht thut auch ihm wohl;

er sträubte die Federn, sprang hastig von Sprosse zu Sprosse und fing an zu schlagen. Wie mag der froh sein, daß der Dunst der heißen Stubenluft vorüber ist. — Wie oft mag sich Mäuschen in's Freie gesehnt haben und doch war ihm diesmal die Gefangenschaft vom Heil! Denn in diesem Winter wäre er erfroren oder verhungert, wie tausend Andere. Gingen doch selbst Hirsche und Rehe zu Grunde oder sie vergaßen ihre Wildheit und drangen in Städte und Dörfer, zu den Menschen, ihren Todfeinden, und bettelten um Nahrung. Die kleinen Vögel vollends: wo wollten die unter dem dichten Schnee und Eis sich Körner oder Knospen suchen.

— Erst vor acht Tagen war Ostern. Ach, das war eine recht traurige Osterzeit; der Schnee lag fußhoch und Flüsse und Bäche starren von Eise. Die Glocken, welche die Auferstehung verkündeten, klangen nicht freudig wie sonst, sie schallten recht traurig in der rauhen Nebelluft. — Zur Weihnachtszeit da lasse ich mir's gefallen, da kommt das Christkind in die hellerleuchtete Stube gern, wo wir am warmen Kamine sitzen und den Weihnachtsbaum schmücken. Aber Ostern muß grün sein: grün bedeutet ja die Auferstehung — auch die unfrige. — Und wie müssen die armen Gräser und Blümchen unter der harten Erde geangt haben, daß sie so

lange nicht heraufdurften in die Luft und den warmen Sonnenschein. — Erst am vorigen Donnerstag kam Thauwind und starker Regen, der schmolz Schnee und Eis, und heute ist's schon fast vorüber. Nur auf den Bergen und Wäldern behauptet sich noch hartnäckig der Winter; der läßt gar nicht gern von seinem Regimente. Aber das hilft nichts: Gott hat auch den Sommer gemacht und der verlangt gleichfalls sein Recht.

— Wie habe ich die armen Kinder am Palmsonntag in der Kirche, wo sie confirmirt wurden, bedauert! Das ist sonst ein recht freudiger und erhebender Tag; aber diesmal war es grimmig kalt und die kleinen Mädchen in ihren weißen Kleidern zitterten und bebten und hatten alle rothe Nasen, was beinahe drollig ausseh. Und sie waren gewiß alle mit der Absicht gekommen, recht fromm und andächtig zu sein.

— Ueber zwei Jahre wird auch Bruder Adolf confirmirt: darauf freue ich mich. Er soll auch ein prächtiges Geschenk von mir haben; zwar weiß ich noch nicht welcher Art, aber bis dahin muß ich schon etwas Besonderes, etwas Ueberraschendes und Werthvolles aussinnen. Vater gibt mir schon das Geld dazu; denn in solchen Fällen ist er nicht sparsam und vollends wenn ich Etwas wünsche, ist er

zu gut. — Es ist doch eine große Gnade von Gott, gute Eltern zu haben. — Gewiß sind alle Eltern gut gegen ihre Kinder, aber nicht immer im Stande, ihnen des Guten genug zu thun. Ohne meine Eltern und ohne Adolf möchte ich nicht leben; so schön auch sonst die Erde ist. Es gibt allein gar keine Freude. — Wie unglücklich muß ein einzelner schiffbrüchiger Mensch auf einer unbewohnten Insel, und wenn sie paradiesisch wie das Campagnerthal ist, sein! Durch die Natur spricht freilich Gott zu uns, aber er spricht noch schöner durch den Mund eines geliebten Menschen.

— Es ist schon elf Uhr — ich soll nicht länger Licht brennen und will zu Bette gehen. Draußen auf den Straßen wird es öde und menschenleer; nur die Dachtraufen schallen auf dem Gestein und musciren einformig. Das wird mich in den Schlaf wiegen. Es regnet wieder — das ist warmer Frühlingsregen, der lockert die Erde auf, daß sie bald keime und grüne. O wie freue ich mich auf die ersten Halme und auf das erste Veilchen! Gute Nacht.

Montag den 1. April. Hu! wie ist es heut schauerlich und wie wohl thut der Ofen. Es ist doch wahr mit dem Monat April: der ändert seinen Charakter nicht, der ist ein zu guter Freund des Winters

und meint es mit diesem redlicher als mit dem Sommer. Den ganzen Tag ein dichtes Schneegestöber, große, große Flocken, daß man die Häuser gegenüber nicht sehen konnte. Mätzchen, der zwei Tage so fröhlich war, saß heut' den ganzen Tag betrübt und verdrüsslich auf seiner Stange. Er dachte gewiß, das wird so ununterbrochen fortgehen mit dem Sonnenschein, und jetzt meint er gar, der Winter ist wiedergekehrt und wird sechs lange Monate währen. Gedulde Dich, Armer! das geht vorüber und ganze schöne Monde folgen. —

Mittwoch den 9. April. Ich habe heut' auf einem losen Blatte eine Stelle gelesen, die muß ich mir abschreiben.

»Wem die Götter ein Herz gegeben empfänglich für Freundschaft und Liebe, dem haben sie auch den seligen Frieden in die Brust gepflanzt und die Hoffnung auf den Himmel. Neben jeder Blume, die verwelkt, sieht er eine neue erblühen, und der Wintersturm ist ihm nur ein Verkündiger des Frühlings, wie der Erdentraum nur ein Lichtbild des Jenseits.«

— Das ist wahr und gewiß ist jeder Mensch empfänglich für die Liebe, wenn ihm nur die Liebe geboten wird. Auch das ärmste Herz öffnet sich, wenn sie mit ihrem Rosenfinger daran pocht. —

— Ach! wenn ich noch einen Wunsch hätte, so

möchte ich ein Dichter sein. Wie muß ein Solcher Gott und die Natur tiefer erfassen, als wir, da er sie mit so begeisterten Worten zu verkündigen vermag. Wir ahnen das Alles wohl, aber sie geben uns das klare Wort, das helle Bild davon, und da ist uns, als hätten wir Etwas wieder gefunden, was wir einmal besaßen. Wenn wir schon einmal gelebt, so haben wir das Alles erkannt, und jetzt kehrt es in unsre Seele wieder.

Heut' steht im Kalender Theophil. Freund Gottes heißt es im Petri'schen Fremdwörterbuch, Gotthold. Als wenn Gott einen Feind haben könnte. Uebrigens ist der Name schön und gefällt mir. Mein Bis à Bis heißt so, der junge Gelehrte: Gotthold Eilring. Es war von ihm ein Buch in der Zeitung angekündigt: daher weiß ich's. —

Mittwoch den 16. April. Fast lauter sonnige, helle Tage bis heut'; nur manchmal auf Viertelstunden Regenschauer und Schneegeflöber: Gräpeltwetter nennen sie's hier. Aber das erfrischt und erweicht die Erde, und draußen im Freien, höre ich, regt es sich mit Macht auf Büschen und Rainen. Das treibt gewaltig hervor, frisch und grün, und die Lerchen jubeliren, daß die Engel im Himmel eine Freude daran haben müssen.

— Wir haben sechs Zimmer in einer Fronte nach der StraÙe und drei im Hofe; aber das schönste ist doch das meinige. Es hat zwar nur zwei Fenster, aber das eine läuft in einen Erker hinaus, der so geräumig ist, daß ein Tisch und drei Stühle darin stehen können. Man hat die Aussicht über die ganze StraÙe. In diesem Erker habe ich mich heute sommerlich eingerichtet, er ist wie meine zweite Stube. Ringsherum auf den breiten Sims'en nichts als Blumen, Blumen, die bald knospen und blühen werden. Damit beschenkt mich der Vater verschwenderisch, weil ich sie liebe. Nur zwei Scheiben bleiben frei, die eine nach den Häusern gegenüber und die andere nach der StraÙe hinunter. Der Zerstreuung wegen muß man doch manchmal hinaussehen. Die rothen Vorhänge bringen, zumal wenn drauÙen die Sonne scheint, ein rosiges Dämmerlicht in der Stube hervor. — Am andern Fenster steht mein Schreibtisch. Der Vater lacht und meinte, ich habe mir denselben eingerichtet, als wenn ich ein Gelehrter wäre. Ich schreibe viel; aber nur für mich: Auszüge aus guten Werken und einzelne kurze Geschichten für Adolf: die stylisire ich so, daß er sie leichter versteht. An der Wand daneben steht der Bücher-schrank, darin sind meine Schätze enthalten — unsere Dichter. O wie viel selige Stunden verdanke

ich ihnen! — Oben auf stehen die Büsten von Schiller und Göthe. Die sollte jedes gebildete Mädchen in ihrer Stube haben. Dann das Sopha, einige Stühle, ein paar Lithographien an der Wand: das ist Alles. Einen Flügel wird man bei mir vermissen. Ich habe kein Talent zum Muskmachen; warum sollte ich meine Lehrer peinigen? Doch aber liebe ich die Musik von ganzem Herzen und bewundere die, welche etwas Großes darin vermögen: aber die Musik, die zur Seele spricht, ist mir die liebste.

— Meinen Arbeitstisch nicht zu vergessen. Der steht natürlich im Erker — sonst sähe es bei mir in der That aus, wie bei einem Studenten: so viel Blätter, Bücher und Landkarten liegen oft herum.

Adolf lernt Klavierspielen. Wenn er erst etwas Ordentliches kann, soll er mir vorspielen. Jetzt ist es noch 'was Furchterliches; diese Fingerübungen könnten mir die Tonkunst verleiden —; darum habe ich's auch aufgegeben.

Sonnabend den 19. April. Der liebe, gute Vater hat mir heut' ein gar prächtiges Geschenk gemacht: die Portraits meiner Dichter, herrliche Stahlstiche und Lithographien — gegen dreißig an der Zahl, alle in schönen Goldrahmen. Mit diesen will ich morgen die Wände meiner Stube ausschmücken. — Ach, in welcher herrlichen Gesellschaft werde ich

leben! Im Kalender merke ich mir eines Jeden Geburtstag an, und wenn er fällt, bekränze ich sein Bild mit Ephen. Sie sollen Freude haben, daß ich ihrer so dankbar und liebend gedenke. Aber auch ihres Todestages will ich nicht vergessen. — Ich muß sie nur erst alle ordnen, wie sie zu einander passen. Ich werde Lebende und Todte neben einander stellen, das wird das wehmüthige Gefühl ausgleichen, wenn ich denken muß, daß auch solche herrliche Geister sterben mußten. Und so todt, in der Art wie andere unbekannte Leute, sind sie nicht! Der Nachruhm ist etwas Göttliches. Heil, wem er beschieden. Von uns spricht nur kurze Jahre ein Grabhügel, er spricht nur zu Bekannten, die unsrer gedenken, so lange auch sie noch leben. — Und ist er versunken: so ist auch unser Gedächtniß erloschen. Große Thaten und große Gedanken leben fort; sie werden so alt wie die Welt. Ein gefeierter Name ist nach Jahrhunderten noch Leben. — Ich gebe mir Mühe, in den Gesichtszügen der Gefeierten den Charakter ihrer Werke zu lesen. Nicht immer ist das Antlitz der Spiegel ihres Geistes; aber ein Merkmal finde ich doch immer heraus.

Wenn ich ihre Biographien lese, so erfahre ich, daß wenige von ihnen glücklich waren. Was nennt man Glück? Wenn sie nur geliebt wurden: das ist

Alles! — Viele haben entbehrt, geduldet, wurden verkannt und verfolgt. Das ist traurig! Ich wollt', ich hätte ihnen Allen den Lebenspfad mit Rosen zu umkränzen vermocht. Aber — das Leben ist doch kurz — und jetzt sind sie glücklich in der Glorie des Nachruhmes. Und ihr Jenseits, das muß schöner sein als das unsrige, die wir nichts gewirkt und nichts gelitten.

Montag den 28. April. Heut' belauschte mich wieder mein Bis à Bis, der junge Gelehrte, heimlich, wie ich in der Stube verkehrte und wirtschaftete. Ich that, als merkte ich's nicht. Er ist gerade so scheu, wie ich. Ich will ihn einmal beschreiben. Er ist etwa 28 Jahre alt, groß und schlank. Sein Kopf ist nicht schön, aber interessant, das Gesicht lang, hager, blaß; doch hat er schönes blondes Haar und sehr gute, treue blaue Augen. Er scheint arm zu sein und gar nicht glücklich. Er sieht so traurig aus und oft so finster. Vielleicht drückt ihn ein Leid und man könnte ihm helfen; aber er scheint verschlossen und verlangt vielleicht keine Theilnahme. Wer weiß, ob er es gern sähe, wenn man sich in sein Vertrauen drängte. — Es gibt gewiß Wunden, die zehnfach schmerzen, wenn sie ein anderer Finger berührt, als der eigene.

Wie man dem Vater sagte, soll er schon seit

zwei Jahren ausstudirt haben, aber zu stolz sein, um nach einem Amt zu trachten. Er kann sich nicht fügen und finden, sagt man; er glaubt, man müsse ihn suchen. — Wenn doch alle Menschen den Grundsatz hätten einander zuzuvorkommen, da begegneten sie Einer dem Andern auf dem halben Wege und das könnte Keinem schwer fallen. — Auch einen reichen Dukel hat er, mit dem aber lebt er in Unfrieden. Er sollte Advokat werden und das mochte er nicht. Er hat ein paar mathematische Bücher geschrieben — und davon lebt er.

— Er ist aber gewiß ein guter Mensch; nur kann er sich in seinem Wesen vielleicht den Menschen nicht so mittheilen, wie Andere, und sie verstehen ihn nicht. Das ist aber ein Unglück! — Und ich glaube, es liebt ihn Niemand.

— Mir aber gefällt er gerade, weil er leidend scheint.

— Eins ist sicher: er hat den häßlichsten Hund in der Stadt — ein abscheuliches Thier, das noch dazu bissig scheint. Und diesen Hund gerade scheint er zu lieben. Das ist sehr brav von ihm. Ein Anderer hätte das arme Thier getödtet, oder würde es mißhandeln, weil es so häßlich ist. Aber was können die armen Geschöpfe für ihre Mißgestalt. Es ist traurig, daß man an ihren innern Werth

nicht glaubt. Manches erscheint uns auch nur un-
schön und ist es in der That nicht. Wer einen
Häßlichen liebt, muß ein doppelt gutes Herz haben.
Wir sollten durch verdoppelte Aufmerksamkeit und
Theilnahme den Verstoßenen ihr Schicksal erleichtern.

— Der Hund scheint das aber auch zu wissen,
denn an seinem Herrn hängt er mit einer Zärtlich-
keit, die über den thierischen Instinkt fast hinaus
geht. Freilich — alle Andern stoßen ihn mit dem
Fuße von sich und schelten ihn, die Kinder auf der
Straße schlagen ihn und werfen mit Steinen nach
ihm. Da muß ein solches Thier auch böse werden,
und zwiefach dankbar muß er es empfinden, wenn
sein Herr ihn streichelt, ihn gut nährt und immerdar
freundlich behandelt.

— Das ahnen die Thiere vielleicht genauer
als wir.

Sonnabend den 3. Mai. Ueber vier Wochen
soll Adolf einen Hauslehrer bekommen. Der junge
Trautmann, der Sohn unsers verstorbenen Pastors
nämlich, kommt in die Residenz als Lehrer an der
Realschule. Der Vater hat ihn ausstudiren lassen.
Ich erinnere mich seiner noch aus meiner Kindheit.
Wie sein Vater der Pastor starb, kam er gerade vom
Gymnasium — er war zu arm, um weiter studiren
zu können und hätte ein Handwerk lernen müssen

oder ein niederes Geschäft ergreifen: da schickte ihn aber mein Vater auf seine Kosten zur Universität und unterstützte ihn fünf Jahre lang. Denn Vater war ein sehr guter Freund des Pastors; — der war freilich sehr arm und hinterließ dem Sohn und seinen drei Töchtern nichts als Bücher. Eins der Mädchen ist als Kammerjungfer nach Schweden gegangen, die zwei Andern haben Schulmeister geheiratet. — Wilhelm Trautmann aber ist ein ganz ordentlicher Mensch geworden und hat meinem Vater Freude gemacht. Er soll sehr viel gelernt haben und bringt den Doctortitel von der Universität. — Der Vater wünscht ihm die Erziehung Adolfs zu übergeben, das heißt, er soll sich nur in seinen freien Tagesstunden mit ihm beschäftigen und seine höhere Ausbildung beaufsichtigen. Er hat es ihm freigestellt, ob er bei uns wohnen will. Dann würde er das große Zimmer nach dem Hof beziehen und in der Kammer daneben mit Adolff schlafen. Die Mutter liebt den jungen Trautmann vollends wie einen Sohn; die Pastorin hat ihr denselben auch auf dem Sterbebett empfohlen, da er ihr jüngstes Kind und damals erst sieben Jahre alt war. Sie freut sich auf seine Rückkehr. —

Wie ich mich dunkel erinnere, so war er damals ein hübscher Jüngling und muß jetzt recht stattlich

aussehen. — Wenn er zu uns zieht, so wird es etwas lebendiger in unserem Hause werden. Adolf wird auch älter und größer und immer lebhafter. Der Vater sagt, es kommen die Flegeljahre. Wenn es nur in meinem Stübchen so still und traulich bleibt, wie bisher!

Ich freue mich auch auf Wilhelm und will bald mit ihm vertraut werden. Er ist ein Gelehrter vom Fache und da werde ich gewiß Vieles von ihm lernen. Er kann mir Vieles in den Dichtern erklären, was ich noch nicht fasse, namentlich im Jean Paul. —

— Einen herrlichen Strauß von Tulpen und Hyacinthen hat mir heut' der Vater vom Blumenmarkt gebracht, einen Strauß so dick, daß ich ihn mit der Hand kaum zu umspannen vermochte.

Es ist Schade, daß man diese Blumen abschneidet. Am Stocke hätten sie sich wohl noch vierzehn Tage gehalten; in der Glasurne aber kann ich mich ihrer nur wenige Tage freuen. Wenn sie Empfindung haben, die armen Blumen, so muß sie die gewaltsame Trennung von Wurzel und Boden gewaltig schmerzen. — Ich kann mich von der thörichtesten Idee nicht trennen, daß Alles, was organisches Leben besitzt, auch Bewußtsein haben müsse. Ich denke, die Bäume und Blumen wissen, daß sie leben, fühlen Lust und Freude; lieben einander, haben eine

ihnen verständliche Sprache und sterben eben so ungeru, wie wir. —

Sonntag den 11. Mai. Heut' fuhren wir vor das Thor hinaus. Es war Pfingsttag. — Pfingsten fällt dieses Jahr sehr früh — mitten in den ersten Frühlingsdunst hinein. — Ein himmlischer Tag! — Wir machten uns schon frühzeitig auf die Reise, um den ganzen Tag in dem herrlichen Marienwäldchen zuzubringen.

Es ist eine reizende Birken- und Buchenpflanzung, kaum eine Stunde von der Stadt und eine Viertelstunde von der Chaussee, aber doch versteckt, still und traulich an einer Berglehne gelegen. Die Kunst des Besitzers hat für verschiedene Anlagen gesorgt: Irrwege, freie Rasenplätze, kleine Wasserfälle, ein Belvedere und dergleichen; aber die Natur ist doch vorherrschend geblieben. Mehrere Bäche durchrieseln den Waldgrund, hier und dort wölbt sich ein Steg, eine Brücke, ragt ein Felsstein hervor. Die Bäume haben alle ihr Laub, und welch' ein frisches, grünes, saftiges Laub. Der Rasen ist mit Millionen kleiner weißer und gelber Blumen bedeckt — und diese frische, würzige Luft, an der man sich nicht satt trinken kann, dieser labende, milde Schatten, und der über alle Beschreibung helle, blaue Himmel zwischen den Zweigen!

Ganz weit hinten, schon gegen den Berg hinauf, im dichtesten Gebüsch, ist eine Quelle, in rohe Steine gefaßt, von moosbewachsenen Felsen umgeben. Ehedem galt sie für heilsam und wunderthätig, das Landvolf glaubte fest daran. An einem der Felsen befand sich auch ein Marienbild, daher der Name des Waldes. — Vor einiger Zeit hat man es fortgeschafft. Warum? — es war doch Niemandem hinderlich. — Es sollte den Aberglauben nicht befördern. — Was schadet das, wenn Jemand glaubt, Maria stehe ihm hilfreich bei? —

Im Wäldchen, an den beiden Enden nach der Chaussee zu, befinden sich auch zwei Restaurationen. Die werden von den Stadtbewohnern fleißig besucht, vollends in den Pfingstfeiertagen. Hier wimmelte es von eleganter Gesellschaft, von Equipagen, Reitern und Fußgängern.

Für den schönen Wald und die frische Natur sah es mir da zu städtisch aus. Es war vornehme Welt mit Livreebedienten wie im Theater oder Concerte. — Freilich, so gut wie wir, wollen die andern Resizenzleute auch ihr Vergnügen in der freien Natur haben, und wohl ihnen, daß sie in den dumpfigen Mauern während des geräuschvollen Winters nicht die Empfänglichkeit dafür verloren haben. — Nächst meiner Stube gefällt es mir hier im Wald am

besten. — Die städtischen Gärten mit ihrer künstlichen Pracht kommen mir wie große Gesellschaftsäle vor; man kann da nur im gewählten Anzug erscheinen und läuft nicht Gefahr den Schuh zu beschmutzen.

Wir hielten uns fern von dem Gedränge bei den Restaurationen und verloren uns in die stilleren Partien. Da wir Mundvorrath mitgenommen hatten, so war für uns gesorgt — nur den Kaffee wollten wir nach Tische bei dem sogenannten türkischen Zelte einnehmen. —

So zogen wir denn heiter und recht glücklich durch die Baumgänge, über Pfade und Wiesenraine, ich voran an des Vaters Seite, die Mutter hinter uns mit der Nachbarin, der guten Rectorswitwe; Adolph war stets funfzig Schritte voraus, lief Schmetterlingen nach, haschte Käfer, sprang über die klaren Bäche; ich brach rechts und links in das Gebüsch, eine und die andere Blume zu pflücken, bis ich einen Kranz gewunden hatte, mit dem ich meinen Strohhut schmückte.

Alle schönen Stunden, welche ich als Kind auf dem Lande verlebte, tauchten in meiner Erinnerung auf. Wenn man längere Zeit in der Stadt gelebt hat, dann sinkt man der Natur mit doppelter Inbrunst an die Brust. Und doch gibt es Menschen, die sich Jahr ein Jahr aus nicht von den steinernen

Gefängnissen trennen, solche noch dazu, die jeglichen Genuß haben könnten, und doch ihren Frühling und Sommer, ihre ganze Natur nur in den Gesellschaftsfälen finden! —

Von Zeit zu Zeit schallte durch den stillen Wald vom türkischen Zelte her gedämpfte Harmoniemusik uns nach, was sich gar lieblich ausnahm, besonders wenn die Hörner klangen. O ein solcher Tag wiegt alle Freuden eines ganzen Winters auf. — Freilich — ich verlange auch nicht darnach, ich habe keinen Sinn dafür! —

— Singend, schwägend, scherzend zogen wir so weiter und recht in der Irre herum. Nur der Vater kannte beiläufig die Richtung. So viel wir auch sprangen und liefen, wir wurden nicht müde, die herrliche Frühlingsluft kräftigte uns; es war, als wirke sie in uns, wie in den Bäumen und Sträuchern, schaffend und belebend. — Ich war so seelenvergnügt, daß ich den wilden Adolf ohne alle Veranlassung beim Kopfe nahm und herzlich abküßte. Er wurde beinahe böse darüber, weil er eben im Begriff war einem Schmetterling nachzueilen, als er aber merkte, daß ich es gut meine, da sagte er in seinem herzigen Tone: »Meine liebe Schwester Anna!« und erwiderte meine Liebfosungen.

Als es gegen Mittag wurde, da langten wir an

unserm Klosterte an. Unser Bedienter war vorausgegangen mit dem Proviant. Er kennt hier alle Stege und Wege, auch dieses herrliche, lauschige Plätzchen, das er besonders für uns ausgesucht und dem Vater beschrieben hat. Drei uralte Buchen neben einander bilden einen förmlichen Baldachin über dem duftigsten Rasenplätze; hinten und zur rechten Seite dichtes Gebüsch, das sich den Berg hinanzieht; links ein schmaler Durchhan, mit der Aussicht über eine große Wiese, in der eine einzige Baumgruppe steht, und vorn die dichte Birkenreihe, durch welche sich der Fußpfad schlängelt und ein kleiner Bach rieselt, der immerfort plätschert und muscirt.

Hier machten wir Halt und schlugen unser Lager auf. Der Rasen war unser Stuhl und Tisch. Jakob, unser Bedienter, entleerte nun die mitgebrachten Körbe ihres Inhaltes. Wir hatten Schinken, kalten Braten, eine Pastete, Torten und Wein mit: ein köstliches, herrliches Mahl, zumal im Freien, nach der starken Fußpartie! Jacob schöpfte für mich dicht an der Quelle, die gar nicht fern von uns lag und uns doch stundenweit dünkte — so sehr waren wir in der Irre herumgezogen —, eine Flasche voll des köstlichen Wassers. Mutter und die Recto- rin tranken Wein — auch Adolf bekam Etwas.

Ich ließ nicht Ruhe, bis sich auch Jacob setzen

und an unserm patriarchalischen Mahle theilnehmen mußte, obgleich er versicherte, sich nach seiner Gewohnheit schon vorher gesättigt zu haben.

Wir mußten wechselseitig über unsern Appetit lachen; es war, als hätten wir insgesammt eine Hungersnoth überstanden.

Wie wir im besten Schmausen waren, kam noch eine andere Gesellschaft, Herren und Damen, die wahrscheinlich auf denselben Platz gerechnet hatten. Als sie ihn aber besetzt fanden, kehrten sie mißvergnügt um. Wir hätten sie gern bei uns aufgenommen, denn Raum war noch genug ringsum. Aber sie schienen sehr vornehm zu sein, hatten mehrere Livreebediener, die große Körbe trugen, bei sich. — Wir hatten nicht den Muth, sie einzuladen. Dessen bedurfte es auch nicht; denn hier hatten sie dasselbe Recht und brauchten unsere Erlaubniß nicht. — Wahrscheinlich wollten sie allein sein und unter sich einen Cirkel bilden. — Es waren etwa fünf Damen und eben soviel Herren, darunter einige junge. —

Wie gesagt: Raum war genug vorhanden und wir hätten sie nicht belästigt durch Neugierde oder Zudringlichkeit.

— So saßen wir denn im traulichen Gespräche bis es etwa drei Uhr war. Dann brachen wir ge-

stärkt und erheitert nach dem türkischen Zelte auf, von wo uns die Musik immer näher und lockender entgegen schallte.

Wir gingen langsam oder schlenderten vielmehr, so daß wir erst in einer Stunde bei der Restauration ankamen. Hier war es indessen schon etwas leerer geworden. Viele Equipagen und Reiter hatten sich auf den Heimweg gemacht; denn es gastirte heut' Abend im Hoftheater eine berühmte Sängerin.

Mag sie noch so herrlich sein, den schönen Abend könnte ich doch nicht für ihre Kunstleistung aufgeben.

Auf dem Wege nach dem Zelt begegnete uns auch der junge Gelehrte, mein Vis à Vis, und da er dicht bei uns vorüber mußte, so grüßte er auch recht freundlich, wie mir aber schien, sehr verlegen. Er ahnt es vielleicht, daß wir seine Lage kennen, daß wir wissen, wie er arm ist. Der Unglückliche! Warum sind die Menschen aber auch so geschwägig! — Ich konnte ihn jetzt in der Nähe betrachten; er ist so viel hübscher, als wenn er sich im Fenster blicken läßt: nicht so blaß war er heute; als er plötzlich vor uns stand, schien es mir, daß er erröthete. Und eine sehr schöne Gestalt hat er und viel Anstand. Auch seine Kleidung ist durchaus nicht ärmlich — nicht elegant zwar, aber doch sauber. Mit seinen Büchern muß er also doch Etwas verdienen, und

dann hat er seinen freien Willen — und das ist auch etwas werth. —

Wir saßen nun hier unter dem Zelt bis gegen Abend, wo es immer einsamer und stiller wurde, und hörten der schönen Musik zu. Die elegante Welt war längst in die Stadt zurückgekehrt; unser Wagen war fast der letzte. Aber der Abend war zu schön, die Luft so warm und mild und labend, und als vollends der Halbmond über dem Walde emporstieg und auf den Wiesen vor uns sich silberner Flor bildete, wie Elfenreigen, da mochten wir uns gar nicht trennen von dem paradiesischen Plätzchen. — Wie es mir schien — so schlich unser Bis à Bis am Waldestrand außerhalb des Zeltplatzes im Dunkel der Bäume einsam auf und ab. — Vielleicht schwärmt er gern wie ich. —

Dies war gewiß einer der schönsten Tage meines Lebens. Auch die Eltern waren seelenvergnügt, so wie Adolf, der hier lieber acht Tage zugebracht hätte, als morgen wieder in die enge Schulstube zu kriechen.

Indessen, es mußte geschehen sein! Als wir die Heimfahrt antraten, da schwamm die ganze Gegend im hellsten Zauberlicht des Mondes und die ferne Stadt hob sich wie ein düsteres Gebirge am Horizont empor. Nur einzelne Thürme glänzten und die

hohen Bogensfenster des Schlosses und der Pauli-
kirche bligten und glitzerten.

Der liebe Mond! Ich fühle es recht gut, wie
man für ihn schwärmen kann, und begreife nicht,
warum man die süße Melancholie, die uns bei seinem
sanften Lichte, besonders wenn wir einsam, beschleicht
— lächerlich machen kann. Er hat sein Regiment
so gut wie die Sonne und vor Allem ist er ein
Freund der Gräber. Wenn weiter Niemand mehr
der lieben Gestorbenen denkt, so ist es der Mond,
der ihre Hügel und Kreuze bescheint, der durch seine
Strahlen traute Zwiesprach mit ihnen hält. Die
Sonne ist nur für das Leben, sie schafft und reißt
es; der Mond verklärt auch den Tod und mildert
seine Schauer. —

— Jetzt sitze ich hier wieder in meiner trauli-
chen Stube. Ich glaubte, es würde mir nach dem
schönen Tage nicht sobald hier wieder heimisch sein.
— Doch nein! ich fand mich schnell wieder in mein
prächtiges Stillleben, wo von den Wänden mir die
lieben, bekannten Gesichter freundlich entgegennicken.
— Auf die Dauer ist hier doch mein Paradies.
Solche herrliche Tage, wie der heutige, dürfen nur
seltene Festtage sein, wir würden sonst übersättigt
und — undankbar.

Nun ist es aber Schlafenszeit! Wenn Mutter

erfährt, daß ich noch tief in die Nacht hinein gewacht und geschrieben, so zürnt sie morgen. —

— Ich habe, wie ich sehe, viel, sehr viel geschrieben, aber ich war doch gar zu glücklich heut, und mußte Alles etwas ausführlicher für die Erinnerung aufzeichnen. — Nun aber — gute Nacht und freundliche Träume!

* * *

Dienstag den 3. Juni. Ach, ich habe lange mein Tagebuch nicht fortsetzen können und selbst heut vermag ich nur wenig zu schreiben. — Das waren recht traurige, betrübte Tage! Wie aus heiterem Himmel ein Bliß, kam der Kummer über uns, die qualvolle Sorge. In unsern stillen Frieden trat das Unglück und mahnte uns, nicht sorglos zu sein und unsre Blicke demüthig nach dem Lebensernst zu kehren. Doch der Herr hat es gesendet — er sei gepriesen, doppelt gepriesen aus dankbarer Seele, da sich ja Alles wieder zum Guten gewendet, da Alles überstanden und die Nacht der Trübsal vorüber ist. —

Die gute Mutter wurde lebensgefährlich krank, schon den zweiten Tag nach jener schönen Pfingsttagsfreude legte sie sich. Und während sie mit dem Tode rang, die unaussprechlich geliebte Mutter, er-

frankte Adolf an den Pocken, obgleich sie ihm schon in seinem ersten Jahre eingeimpft worden waren. — Der Arzt meint, er müßte in der Schule angesteckt worden sein. Gott sei Dank, daß er den Anfall überwand — auch ist er weiter dadurch nicht entsetzt worden, sie brachen nur auf den Armen heftig aus. Ich sollte auf Befehl des Arztes mich dem Bett meines Bruders gar nicht nahen. Mein Gott! wie hätte ich da gehorchen können! meinen Bruder leidend wissen und nicht einmal sehen dürfen! — Nacht für Nacht beinahe habe ich bei der Mutter gewacht: sie schalt mich zwar, und der Vater und der Arzt meinten, ich würde mir den Tod holen. Aber wenn ich ihnen auch Folge leistete und zu Bette ging, so konnte ich doch aus Angst und Bekümmerniß kein Auge schließen. Wie mochte ich ruhig sein und die Mutter und den Bruder der Pflege fremder Leute anvertrauen?

Jede Besserung aber, die im Befinden der Leidenden eintrat, belebte meine Hoffnung und stärkte mich wundersam. So konnte ich denn auch diese außerordentlichen Anstrengungen überwinden. Etwas matt und sehr blaß bin ich freilich geworden. Jetzt fühle ich Göthe's Worte:

»Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß«

in ihrer ganzen Bedeutung. Da sah ich auch, wie selbst der Vater, der immer so besonnen, so kräftig und gleichmüthig ist, zusammenbrach, wie ihn der Kummer ganz beugte und er keinen Maßstab, keinen Halt für das Nothwendige, das Nächstliegende mehr besaß.

Ich mußte mir unendliche Gewalt anthun, um nicht meine Haltung zu verlieren, ich mußte, wie weh und todesbange mir's auch im Herzen war, eine heitere, vertrauensvolle Miene zeigen, um den Andern Muth zu machen. Sie bewunderten meine Festigkeit wohl gar; ach, hätten sie gewußt, wie schwach und verzagt ich im Innern war!

Dem Herrn sei gedankt — jetzt ist Alles, Alles überstanden. Morgen fährt die Mutter zum ersten Male wieder aus und Adolf ist wieder so wohl, daß er spielen und leichte Arbeit verrichten kann. Sehr darf er sich aber nicht anstrengen. —

Mittwoch den 4. Juni. Die Spazierfahrt ist der Mutter herrlich bekommen; morgen darf auch Adolf wieder ausgehen, aber nur eine halbe Stunde. Ich wollte ihn begleiten, aber Vater will es selbst thun; er traut mir nicht — er befürchtet, ich könnte zu nachsichtig sein und den Bruder laufen und springen und sich erhizen lassen.

Nach und nach athmen wir Alle wieder frei auf

und die Heiterkeit zieht bei uns wieder ein. Bald werden die überstandenen Leidenstage nur wie ein blasser Traum hinter uns liegen. Solche Trübsal, erst überstanden, läßt uns das Leben, die Freude und den Genuß doppelt lieb gewinnen und dankbar anerkennen. —

— Heut' bin ich auch wieder zu meinen Blumen zurückgekehrt — die ich während der Zeit so sehr vernachlässigte, daß mehrere Stöcke verdorrten. An den täglich neuen Vorrath von frischen war gar nicht zu denken. Es ist seitdem ein ganz anderer Flor entstanden. Der Hollunder hat fast abgeblüht und wir bekommen Rosen, Lilien und Nelken, Stiefmütterchen, Rittersporn. —

Und mein armes Mägchen hätte ich beinahe verhungern lassen. Einen ganzen Tag hab' ich den Vogel ohne Futter gelassen —, und auch niemand Anderes im Hause dachte an ihn. — Es war freilich an dem Tage, wo der Arzt die Mutter aufgab. Es ist doch etwas Großes und Bedeutsames um ein Menschenleben, weil so viele Andere daran hängen in Liebe und Zuversicht.

Welche Freude hatte der Vogel, als ich noch am späten Abend seiner gedachte und ihm die Hanfkörner hinstreute — er hat freilich, als ich zufällig in meine Stube trat, jämmerlich geschrien und mich so

erst ermahnt. — Wie dankbar äußert er sich seitdem — er kennt mich nunmehr vor allen Andern. Und doch war das kein Verdienst, ich mag mir eher Borwürfe machen wegen meiner Vergesslichkeit. —

Sonnabend den 7. Juni. Allmählig kommt Alles wieder in's alte Gleis. Das gedrückte, beklommene Gefühl, das sich unser Aller während der Trauerzeit bemächtigt, macht dem Frohsinn und dem heitern Genuße wieder Platz. Die Mutter nimmt sichtbar an Kräften zu und Adolf wird von Montag an wieder in die Schule gehen. Diese Nachricht hat ihn durchaus nicht betrübt, wie es wohl bei andern Kindern der Fall sein dürfte; aber er ist auch lernbegierig und gehorsam. Wenn er zu viele Feiertunden hat, so langweilt er sich, und ich muß ihn zerstreuen und unterrichten; wenn ich meine Art des Erzählens Unterricht nennen darf. —

Heut' hat auch der junge Trautmann geschrieben, der Doctor. Er kann erst in vier Wochen kommen; es mangeln ihm noch einige Zeugnisse. Es ist recht gut, daß er nicht zur bestimmten Zeit eintraf; denn da war unser Haus ein Lazareth und eine Stätte der Bekümmerniß. Das wäre ein trauriger Empfang gewesen. Und auf den ersten Eindruck kommt viel an. — Niemand hätte ja dem neuen Hausgenossen die geringste Aufmerksamkeit schenken können. So

aber betritt er einen frohen, der Sorge enthobenen Menschenkreis und seine Aufnahme wird eine herzliche sein. Ich wünsche, daß er sich sofort freundlich angezogen fühle — denn der erste Schritt in den Verband fremder Menschen ist immer ein schwerer. — Wenn er auch die Eltern kennt und diese wieder ihn, so liegen doch Jahre dazwischen. Ich vollends werde ihm kaum erinnerlich sein, und dann Adolf, — der war damals ein Kind, das man gar nicht beachtet. Und der soll jetzt sein Zögling werden.

— Der Vater hat es sehr gerühmt, daß Trautmann mit dem, was ihm jährlich ausgesetzt worden, so ordentlich ausgekommen ist. Vater meint, in der Regel machen die Studenten alle Schulden auf der Universität, — das sei so hergebracht und manchmal nicht zu vermeiden. Trautmann aber hat im Gegentheil noch Geld verdient, durch Unterrichten, und hat sich dafür, wie er schrieb, kostbare Bücher angeschafft, besonders naturwissenschaftliche.

Wie freue ich mich auf diese Bücher und — ehrlich gestanden, auf den neuen Hausgenossen auch; besonders wenn er noch so hübsch ist wie damals; vor allen Dingen aber, wenn er so brav ist, wie ich mir ihn, nach seinen Briefen, denke. Dann wollen wir uns schnell befreunden. —

Sonntag den 8. Juni. Heut' habe ich wie-

der ein Mal nach meinem Bis à Bis, dem Herrn Gott hold gesehen. Ich hatte in der letzten, so ereignisreichen Zeit beinahe vergessen, daß er dort wohne. Das war unverzeihlich —, denn trotz seines finstern Aussehens glaube ich, daß uns der junge Mann gewogen ist, dafür spricht schon der freundliche Gruß damals im Marienwäldchen, und heute — freilich erst heut' — sagte mir unsre Magd, daß er sich während der Krankheit meiner Mutter durch seine Wirthsfrau mehrmals nach ihrem Befinden erkundigen ließ. Dies setzt immer ein menschenfreundliches Herz voraus — zumal da wir ihm so zu sagen ganz fremd sind. —

Ich blickte also diesmal mit Fleiß hinüber und war gesonnen, wenn er etwa grüßen würde, seinen Gruß recht freundlich zu erwidern. Er hat einen großen Rosenstrauch im Fenster — weiße Rosen, einige schon aufgeblüht — dann unzählige Knospen. Hinter dem Strauche, schien es mir, lauschte er und lugte herüber —, als ich aber unverwandt hinsah, zog er sich schnell zurück. — Er mag wohl recht schüchtern sein! Doch kann ich mich auch getäuscht haben. —

Ob er den Rosenstock gekauft hat, oder ob er ihn als Geschenk erhalten? Ich wünschte wohl, ich hätte ihm denselben geschenkt — aus Dankbarkeit,

weil er für die franke Mutter so viel zarte Theilnahme bewiesen hat.

Es trifft sonderbar; auch ich habe weiße Rosen im Fenster — ich liebe sie mehr als die rothen, — diese blassen, schüchternen, zurückgesetzten Kinder.

Ob er vielleicht — —; doch was wird er sich um mich kümmern: ich bin ja nicht schön. —

Heute begleitete mich Sophie, unser neues Stubenmädchen in's Theater, weil es regnete. — Ich lasse mich nicht gern von einer Dienerin begleiten — es sieht so vornehm, so anspruchsvoll aus. Und zudem ist Sophie sehr schön — schlank wie eine Gerte und jung und blühend. Ich denke da immer in den Mienen der Leute zu lesen: »Warum ist die Schöne nicht das Fräulein, und die — Andere, die — warum will das Wort nicht heraus? — die Häßliche nicht die Magd! —« Denken mag's Mancher. — Mein Gesicht ist nicht häßlich — ich würde mich versündigen, wenn ich das sagte und das meinen auch die Leute; aber die Gestalt — freilich! — Wenn wir Alle weite Mäntel trügen, so würde sie vielleicht nicht auffallen.

Und was Sophien betrifft, so ist sie nicht nur hübsch, sondern auch seelensgut, und darum liebe ich sie auch. Sie ist mir aber über alle Maßen zugehan und wenn ich es litte, würde sie mich wie ein

Kind an- und ausziehen. Wahrscheinlich um mich nur zu trösten lobt das gute Mädchen bald meine Augen, bald mein Haar und meinen Mund, meine Hände und die Füße sogar. — Auf irgend eine Weise ist jeder Mensch für das Fehlende von der Natur oder dem Geschick entschädigt. Mein höchster Stolz ist, daß sie mich Alle lieben, wirklich lieben — das nicht etwa bloß sagen!

— Man gab heut' Romeo und Julie im Theater — das Trauerspiel: eine junge Dame aus München gastirte in Julia's Rolle. — Ich habe viel, außerordentlich viel geweint. — Ach, die Liebe muß doch ein großes Unglück und etwas Gewaltiges sein, weil der Mensch mit ihr einen Todeskampf ringen muß. — Die hartherzigen Eltern! sie konnten ihre guten und so schönen Kinder in den Tod gehen lassen, um ihres Hasses willen. — Wie kann man so hassen, und wenn auch — warum Anderer Liebe in Haß verkehren wollen?! So grausam würden meine Eltern nicht sein, wenn der Fall käme. — Doch — was wird mir die Liebe anhaben — dergleichen habe ich nicht zu befahren. —

Ich hatte mich während des Stückes so in die Handlung hineingelebt, daß ich dem Romeo beinahe laut zugerufen hätte: »Trink' nicht — sie wird ja erwachen, sie schläft nur!« Wie der Vorhang fiel,

erfolgte ein donnernder Applaus und hundertstimmiges Hervorrufen: dies störte mich unangenehm auf. Den tiefen, ernstern, so kunstschönen Eindruck hätte ich gern mit nach Hause genommen. Ich zürnte dem lärmenden Parterre recht ordentlich, besonders den Offizieren, die mit ihren Säbeln rasselten und pochten, daß das Haus zitterte.

Montag den 16. Juni. Heut' ein großer, ein wichtiger, ein feierlicher Tag: der Mutter Geburtstag. Wir feierten ihn mit doppelter Inbrunst und Erhebung, da uns ja der gütige Himmel die Theure wiedergeschenkt. Lange hat Vaters Antlitz nicht so freudig gestrahlt, er mußte sich abwenden, als er ihr den Glückwunsch brachte, damit wir seine Thränen nicht bemerkten. —

Ach, ich konnte der Mutter diesmal nur eine Kleinigkeit von meiner Handarbeit als Angebinde überreichen, denn die Zeit ihrer Krankheit hatte auch meinen Fleiß beeinträchtigt. Als ich mich deshalb entschuldigte, da brach die liebe Mutter in Thränen aus und drückte mich so zärtlich an ihre Brust, wie vielleicht noch nie. Und ich habe doch nichts Besonderes gethan. — Sie wiederholte die Worte: »Meine gute, gute Anna!« schluchzend drei Mal — so daß auch ich weinen mußte, und doch waren unsre Herzen voll Seligkeit.

Aber der heutige Tag sollte in der That ein Festtag werden. Wir fuhren deshalb wieder in's Marienwäldchen hinaus, obgleich der Vater von einer üblen Vorbedeutung sprach, denn zwei Tage nach jener Pfingstfahrt erkrankte ja die Mutter. — Mutter aber bestand darauf und setzte sich über alle schlimme Vorbedeutung hinaus. Ich habe sie noch nie so froh und muthig gesehen. So wird sie noch viele, viele Jahre erleben! —

Es war heut' nicht so geräuschvoll und belebt draußen — an Wochentagen ist es in der Regel einsam. Das war uns aber gerade recht; denn wir wollten allein sein, wir waren uns heute genug, mit dem Himmel voll Seligkeit in der Brust. —

Und der herrliche Tag — als hätte ihn der Himmel eigens für uns erschaffen. Rings die Fluren voll Blütenpracht und Fruchtsegen, die Felder, die Gärten, die Raine: Alles im Triebe der Sommergluten. Gegen Mittag ward es freilich schwül, aber da suchten wir den dichtesten Schatten, die Kühlung bei der Marienquelle auf. Einige Zeit lang drohte es mit einem Gewitter, aber es zog nach den Bergen hinauf und dem Flusse nach, und der Himmel ward wieder saphyrblau und wolkenlos.

Das Mahl wurde abermals an dem traulich lauschigen Plätzchen eingenommen, wie am Pfingstsonntag.

Diesmal störte uns keine fremde Gesellschaft; es war ringsum still und geräuschlos, eine wahrhafte »Waldeinsamkeit«. Nur manchmal kraussten und murmelten die Bäume, als hielten sie Zwiesprach mit einander, doch war es windstill und die Luft verwehte nicht einmal die Rosenblätter in meinem Schooß.

Als der Vater nun mit dem ersten Glas im funkelnden Rheinwein der Mutter das Lebehoch darbrachte, da stießen wir klingend an und jubelten und warfen uns Alle der Heißgeliebten an's Herz. —

Es war ein überaus seliger Tag — des Schönen und Herzlichen so viel, daß mich der wehmüthige Gedanke überkam, es könne nicht lange so bleiben.

Und in unserer Wonne waren wir gerade so allein und ungestört. Nur wenig Spaziergänger durchstreiften den Park, von den Restaurationen her erschallte keine Musik — es war fast verödet daselbst — nur von Zeit zu Zeit knallte rechts aus dem tiefen Wald ein Schuß und verhallte herrlich im Gehölze.

— Es gibt Freuden, die man nur allein mit den Vertrauten ordentlich genießen kann, wenn man auch alle anderen Menschen noch so sehr lieben mag. Ihnen, den Unbetheiligten, fehlt die gleiche Stimmung und darum die Theilnahme, und ihre geringere

Begeisterung dünkt uns dann Theilnahmlosigkeit und stimmt uns herab.

Darum waren wir auch froh, daß wir so allein und ungestört blieben: verstanden hätte uns doch Keiner, und welcher Erklärungen hätte es bedurft, um ihn gleichmäßig zu erheben.

Zuletzt begruben wir, Adolf und ich, die Mutter unter einer förmlichen Decke von Blumen, die Jacob heimlich auf meinen Wunsch herbeigeschafft hatte. Die Gute sagte, mit feuchten Augen: »So möchte ich sterben!« — Wir aber antworteten ihr, daran sei gar nicht, und lange Zeit hinaus nicht, zu denken.

Die Mutter ist auch so kräftig und gesund, wie seit langen Jahren nicht. Die Krankheit hat zwar ihren Organismus stark erschüttert, aber darnach ist neue Lebenskraft erwachsen. —

Später, unter dem Zelte, waren wir auch die einzigen Gäste. Aber wir fragten, wie gesagt, nach keiner Gesellschaft und ihrer Unterhaltung; wir genügten uns allein und langweilten uns auch nicht eine Minute. Im Gegentheil — die Stunden verliefen uns zu schnell, und als es Abend wurde, da trieb der Vater zur Heimfahrt; er wollte nicht, daß sich die Mutter der Nachtluft aussetze, obgleich diese mild, warm, ja paradiesisch war.

Als wir in den Wagen stiegen, da bemerkte ich

im Schatten der Bäume wieder den Dr. Eisinger. Er sah uns nach; ich allein erkannte ihn. Als er gewahrte, daß ich meine Augen auf ihn richtete, verschwand er im Gebüsch. — Er mag wohl die Einsamkeit recht lieben und ist wahrscheinlich täglich hier in dem schönen Wald. —

Das Abendroth verglomm mit allem Feuer eines Sommerabends und der Vollmond zog auf: es gab einen seltenen, majestätischen, prachtreichen Wettkampf: man konnte nicht sagen, ob es Tag, ob Nacht sei! Nur in die dichten Gesträuche, die niederen Hecken hatte sich die Finsterniß geflüchtet; da zogen Glühwürmer hin und wieder und bildeten leuchtende Kreise. Sie schienen einander zu suchen und zu meiden, als wäre es ein sinnreicher Tanz, den sie ausführten.

Es versteht sich von selbst, daß heut' auch die Rectorin mit war: die gehört so gut wie zur Familie. Das ist eine gediegene, herrliche Frau! Und welche Theilnahme hat sie der Mutter während ihrer Krankheit bewiesen: als wäre sie ihre Schwester. Und wie hat sie uns Alle getröstet in der langen Trauerzeit! Natürlich mußte sie auch die Freude theilen, da wo sie das Leid mitgetragen. —

Sonntag den 6. Juli. Heut' endlich ist Trautmann angekommen, oder er hat, möchte ich

sagen, seinen Einzug gefeiert; denn natürlich bereiteten wir uns auf seine Ankunft vor, und empfingen ihn wie einen Ehrengast. Soll er doch von nun an einen Theil unserer Familie ausmachen.

Ich bin noch zu sehr aufgereggt und muß mich erst sammeln, um über den heutigen Tag im Zusammenhang zu berichten. Zudem ist es schon zwölf Uhr — die Andern sind eben zu Bette gegangen und ich will die neuesten Erlebnisse noch niederschreiben. Diese Ausführlichkeit meines Tagebuches macht mir hinterher viel Freude, sie vergegenwärtigt mir das Vergangene aufs Lebhafteste, so daß ich die einstigen frohen Stunden in der Erinnerung oft doppelt genießen kann. Freilich auch die der Trauer —; aber ich darf nicht klagen, ich habe doch mehr an Freude erlebt, als an Leiden. Der liebe Gott meint es gar zu gut mit mir.

Also von Trautmann wollte ich sprechen. Er ist schön, sehr schön, noch gerade so wie er als Jüngling war: nur ist Alles an ihm männlicher geworden; die Haare sind dunkler, das Auge sprechender, bedeutsamer. Die Gestalt groß, schlank, herrlich.

Als er eintrat — der Vater hatte ihn an der Post erwartet — saßen Mutter und ich auf dem Sopha, hinter dem Tisch. Wie der Vater meinen Namen nannte, — »hier meine Tochter Anna!« sagte

er, — da traf Trautmanns Blick mein Gesicht und — er betrachtete mich mit Wohlgefallen, als ich aber aufstand und er meine schlechte Gestalt gewahrte, da war es, als zöge eine trübe, eine wehmüthige Wolke über sein edles Antlitz.

Ach, mein lieber Himmel! das ist einmal nicht zu ändern. Ich bleibe schon so. — — — Wie er mich zuerst anblickte, fast freudig überrascht, da erröthete ich — ich fühlte es wohl —; aber dann, wie er beinahe traurig meine Gestalt ansah, da drückte es mir doch ein wenig das Herz zusammen. Das bemeisterte ich aber bald, denn ich darf ja nicht undankbar sein —; hat doch der Himmel mein Dasein anderweitig so reich ausgestattet mit Gütern und Freuden! —

Trautmann setzte sich und wir geriethen bald Alle mit ihm in ein trauliches Gespräch, als kennten wir uns schon lange und ganz genau. Er ist ernst, männlich, wissensreich und doch bescheiden, auch ist sein Benehmen fast vornehm, doch wieder herzgewinnend und zutraulich.

Er mußte dem Vater viel von seinen Studien, von der Universitätsstadt, von seinen Ferienreisen und von des Vaters alten Bekannten, die er in der Welt getroffen, erzählen.

Vater horchte ihm so vergnügt zu, als wäre es sein eigener Sohn.

Trautmann wurde gegen mich bald so mittheilend und freundlich, daß ich alle Schüchternheit verlor und mich schnell heimisch fühlte in seiner Nähe. Er hat etwas Wunderbares in seinem Blicke; wenn er Einem damit in's Auge schaut, so dringt es tief zum Herzen hinab. Und da wird man gerade nicht erschreckt oder eingeschüchtert, im Gegentheile, es drängt Einen ihm Alles zu sagen und — das geht doch nicht immer an; vollends da er ein junger Mann ist und ich — bin doch immer auch ein junges Mädchen. —

Er hat vorläufig seine Wohnung bei uns aufgeschlagen. Ich sage vorläufig, weil es noch nicht ausgemacht ist, ob ihm nicht vielleicht der Director der Realschule im Schulgebäude selbst sein Quartier anweist. Das Letztere wäre Schade, denn auf jeden Fall würde Trautmann unsern Familienzirkel nur verschönern. Dann wären wir gerade nicht zu wenig und nicht zu viel, wie wir recht für einander passen. —

Wir saßen bis spät in die Nacht — so verplauderten wir uns, und dachten an keinen Schlaf; endlich trieb Mutter zum Aufbruch. —

Ob er überrascht sein wird, wenn er seine Stube

betritt — oder eigentlich schon betreten hat? Denn während sie am Tische, in ernste Unterhaltung versunken, saßen, schlich ich mich fort und bekränzte ihm das Zimmer und schmückte es mit Blumen, als wär' es ein Treibhaus. — Natürlich muß Sophie, die mir getreulich half, dafür einstehen, als ginge das von ihr aus. —

Jetzt wird er wohl schon schlafen — müde von der Anstrengung der Reise. Oder wacht er wie ich? — Man kann in einer neuen Wohnung äußerst schwer einschlafen. Mir ging es so, als wir in die Stadt zogen, und auch früher schon, wie wir noch auf dem Lande waren, wenn wir Besuche machten und irgendwo über Nacht blieben. —

Man will selbst im Schlafe heimisch sein und ich würde gewiß erschrecken, wenn ich beim Erwachen das Fenster am entgegengesetzten Ende der Stube sähe und den Tisch an meinem Bett statt auf der rechten, auf der linken Seite. Oder wenn Sophie fehlte, die mit mir in einer Kammer schläft, wenn ich hereintrete. — Ich lasse sie immer, ohne daß es Jemand weiß, früher zu Bette, um ungestört an meinem Tagebuch zu arbeiten. — Dieses ist nämlich mein einziges Geheimniß, das ich habe, und da es mich glücklich macht, so kann auch nichts Falsches oder Sündhaftes an dieser Heimlichkeit sein. —

— Ob wohl Trautmann jetzt, wenn er nicht schläft, an mich denkt, wie ich an ihn? — — — Ach, ich bin so kindisch, als wenn ich noch vierzehn Jahre alt wäre. — So ein Mann hat ganz andere Gedanken! —

Ich will zu Bette gehen. Ich werde wohl nicht sobald einschlafen, und doch mag ich auch nicht weiter schreiben. Die Aufregung ist natürlich, denn Trautmann's Einzug in unser Haus ist doch ein Ereigniß für uns, und da meine Gedanken immer so lebendig eilen, immer weit ausschweifen, so — so bringe ich sie nicht leicht zur Ruhe. Mutter meint, das kommt vom Blute. Ich denke, es kommt von Freude oder Trauer. Wenn die Seele einmal aufgeregert ist und nicht schlafen will, dann muß auch der Körper wachen. —

— Trotz alledem jetzt, gute Nacht! Sieh — bei meinem Gegenüber, dem Doctor Eilring, ist noch Licht und sein Schatten bewegt sich in der Stube auf und ab. Er wird wohl studiren. —

Montag den 7. Juli. Trautmann war heut' fast den ganzen Tag nicht sichtbar, zu unserm großen Leidwesen. Er mußte sich vorstellen, hatte Besuche zu machen, wollte sich orientiren u. s. w. Das gehört Alles zu seiner neuen Stellung und muß überwunden werden. Er kam erst spät Abends nach Hause,

als wir schon am Tische saßen, und war ziemlich erschöpft. Aber Alles, was er erzählte, war interessant, und was er sprach, liebenswürdig. Er hat die Manier Jeden, an den er das Wort richtet, fest und offen, fast ausforschend anzusehen, was Einen im Anfang verlegen macht. Aber bald gewöhnt man sich daran und lernt auch ihm fest in die schönen Augen blicken.

Wir gingen heut' Alle früher zu Bette als gestern. Bei Trautmann schien sich die Müdigkeit vom vorigen Tage erst heut' zu melden.

Dienstag den 8. Juli. Heut' widerfuhr mir eine tüchtige Beschämung und hinterher ward ich noch ausgelacht. Und doch habe ich's vielleicht nicht verdient.

Es war nur gut, daß Trautmann nicht zu Hause war, und erst Abends davon erfuhr, als man mich neckte. Da ging ich auf den Scherz sofort ein und das war das Beste. —

Als ich nämlich in meiner Stube Nachmittags allein und mit dem Abstäuben meiner Bücher und Bilder beschäftigt war, da trat ganz unerwartet ein Fremder, ein jüdischer Handelsmann, wie ich glaubte, herein. Der Vorsaal war wahrscheinlich offen gelassen worden. Er hatte ein Paket feiner Battist-

tücher unterm Arm. So nannte er sie und pries sie an und bot sie mir zum Kaufe.

Da entwischte mir eine unkluge und unzarte Aeußerung — ich ärgere mich noch darüber — ich sagte nämlich: »Danke, der Vater kauft nichts von Juden, weil sie in der Regel geringe Waare haben.«

Der Mann trat einen Schritt zurück, war über-
rascht, beleidigt, er sagte mit herbem Tone: »Wie,
mein Fräulein — von einem Juden? Ich bin Christ
— Christ seit vier Jahren, ich habe meinen Glauben
abgelegt, um des Vorurtheils der Leute willen,
um meiner Kinder willen, die dereinst nicht verachtet
werden sollen, wie ich verachtet worden, ich habe
geglaubt durch die Christusreligion in einen Bund
der Liebe zu treten, in die allgemeinen Rechte der
Staatsbürger. Meine frühern Glaubensgenossen has-
sen mich wegen meiner Abtrünnigkeit, sie wollen mit
mir keinen Handel machen und die Christen miß-
trauen mir auch, weil sie in mir nur den ehemaligen
Juden sehen. So werde ich von beiden Seiten zu-
rückgestoßen — wie soll ich als ehrlicher Mann be-
stehen, wie meine Familie redlich ernähren? Ich
habe gehofft, Liebe zu finden, auf der einen Seite
aber treibt mich der Haß, auf der andern stößt mich
das Mißtrauen zurück. — Und Sie selbst, mein
Fräulein, ein junges unschuldiges und gewiß auch

gutes Mädchen, sind so voll Vorurtheil, daß Sie mir fogleich den Juden zum Vorwurf machen. Weh mir — wenn ich bei den Gebildeten und Vornehmen solche Demüthigung erfahre, was habe ich bei den gemeinen, den ungebildeten Leuten zu erwarten! O mein Gott! —

Ich erröthete, daß mir die Wangen brannten. Der Mann sprach seine Vorwürfe in einem Athem aus, daß ich von Verlegenheit ganz verwirrt wurde und kein Wort zur Erwiderung fand. Sicher hatte er ganz recht, dafür bürgt meine Beschämung — aber — ich wollte ihn gewiß nicht kränken, es war arglos geschehen, recht dumm von mir, und mir traten die Thränen in die Augen, als ich meinen großen Mißgriff erkannte.

Er sah meine Verwirrung und schwieg eine Weile — dann trat er einen Schritt näher und sagte: »Sie können meine Waare wenigstens ansehen und sich überzeugen, ob sie schlecht ist.«

»Mein Herr,« sagte ich stotternd, »ich wollte Sie nicht kränken — bei Gott nicht! Es ist nur so eine Redensart vom Vater — und auch der Vater meint es nicht böse. Ich bitte Sie um Verzeihung — ich bereue; es soll eine solche Lieblosigkeit nie wieder über meine Lippen kommen. — Geben Sie her die Waare! Was kosten die Tücher?«

»Hier sehen Sie,« versetzte er freundlicher, denn meine Beklommenheit mochte ihn wieder versöhnt haben — »sechs Stück — keine Fürstin hat sie schöner — kosten zehn Thaler — ein Spottgeld!«

Ich warf das Paket, ohne den Inhalt eines Blickes zu würdigen, auf den Tisch, eilte an meinen Secretair, nahm zehn Thaler und überreichte sie dem Manne, indem ich sagte: »Hier — hier nehmen Sie zehn Thaler; aber ich habe Sie wirklich nicht im Geringsten beleidigen wollen.« —

Er schien Etwas erwidern zu wollen; doch besann er sich, steckte das Geld ein, verneigte sich und verschwand aus der Stube.

Ich blieb allein immer noch verlegen, von Selbstvorwürfen gequält. Die Tücher mochte ich nicht ansehen, weil sie mir die Kränkung des armen Mannes, des Familienvaters vorzuwerfen schienen.

Ach, wie ist es schmerzhaft, wenn man kein gutes Gewissen hat! Ich will aber von nun an noch sanfter, noch liebevoller gegen alle Leute sein. Wie kann man wissen, welchen geheimen wunden Fleck sie haben, und wie verlegend ist eine rauhe Berührung! —

Hinterher hatte ich noch Verdruß und Spott von der ganzen Geschichte: aber dies war nur Folge meines leichtsinnigen Wortes, denn hätte ich dem

Hausfrevler ganz einfach gesagt, ich kaufte nichts, er müsse sich an den Vater wenden, hätte ich die liebevolle Bemerkung nicht gemacht, das Alles wäre nicht so gekommen.

Ich war mit einem Worte recht thöricht!

Als ich mich nämlich später wieder gesammelt hatte, zeigte ich die Tücher der Mutter. Diese wurde fast böse, als sie die Waare näher betrachtete und den Preis erfuhr. Sie rief den Vater herbei — mir traten fast die Thränen in die Augen — dieser aber lachte und sagte: »Da bist Du wieder einmal die gute Schwester Anna gewesen.«

Nun — gut ist kein Vorwurf — das richtete mich wieder auf.

Der Vater aber fuhr fort, indem er mir freundlich die Wange streichelte und so das Ernste seiner Worte milderte: »Eine Lehre muß ich Dir geben, liebes Kind! Kauf' nichts mehr ohne uns zu fragen. Ich mag, daß Jeder verdienen und erwerben soll; aber wenn Jemand schon bei fünf Thalern zwei verdient, muß man ihm nicht noch fünf dazu schenken. Das heißt den Einzelnen gar zu sehr bevorzugen gegen die Gesammtheit.«

— So war die Sache abgemacht. Das dachte ich. Als wir aber Abends bei Tische saßen, Trautmann neben mir, erzählte der Vater in bester Laune,

um mich zu necken, den ganzen Vorfall; er that dies so drollig, daß auch die Mutter lachte; der Vater sagte — ich wäre ein Mädchen und ließe mich barbiren.

Natürlich erröthete ich ein Mal über das andere; aber ich wollte vor Trautmann nicht albern erscheinen und deshalb nahm ich meinen Muth zusammen, und erzählte ausführlich und wortgetreu, wie es sich eigentlich begeben hat. Ich gestand ein, daß die Vorwürfe des Hausfriers über meine lieblose Aeußerung mich fast um meine Besinnung gebracht, daß ich mich so sehr geschämt, daß ich dem Manne gern Alles, was ich besaß, gegeben hätte, um ihn zu versöhnen und meinen Mißgriff gut zu machen.

Und Trautmann verstand mich, schien meine Regung von damals zu billigen und nicht thöricht zu finden, er drückte mir unterm Tische leise die Hand. Das zuckte mir wie ein seliger Blitz durch alle Nerven und bis ins Herz hinein.

Mich wundert, daß Vater und Mutter von meiner plötzlichen Erregung nichts bemerkt haben. — Ja, Trautmann ist ein edler, herrlicher Mensch. Er hätte an meiner Stelle vielleicht auch nicht anders gehandelt!

Mittwoch den 9. Juli. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich dachte nur an den Händedruck

und wie mich der liebe Freund so rasch verstanden.
— Ein noch viel seligeres Gefühl muß es sein, wenn Zwei einander lieben und heirathen. Sie verstehen einander gewiß durch einen Blick und einen Händedruck, wie Vater und Mutter.

— Den — — —. Das Datum des heutigen Tages habe ich vergessen, ich unterließ auf Vaters Kalender zu sehen. Aber Adolf, mein lieber Bruder, hat sich bereits liebevoll an Trautmann angegeschlossen und der ist gegen ihn wie ein Vater, mehr ein Freund als ein Lehrer. —

Uebrigens kann es noch vier Monate dauern, bis Trautmann von uns fortzieht, denn der andere Lehrer will erst heirathen und verläßt dann das Schulgebäude.

Mein Bis à Bis sehe ich jetzt viel seltener am Fenster als sonst. Er muß recht traurig sein. Doch hat er aber eine Nachtigall in einem kleinen grünen Bauer zwischen seinen Rosenstock gestellt: die schlägt die ganze Nacht bis zum hellen Morgen, daß es selbst in meine Kammer schallt. Ein herrlicher, seelenvoller Gesang, der mag dem Armen seine trüben Stunden wohl oft erheitern. Freilich — wäre das arme Vögelchen frei, es würde freudiger singen. — Aber da beklage ich sein Loos und halte selbst den armen Stieglitz im Bauer gefangen. Freilich, was

wollte der auch in Feld und Wald, da ist er nicht heimisch; denn er ward in der Stube geboren und draussen könnte ihm doch ein Raubvogel aufauern und ihn töbten. Bei mir aber hat er eine sichere, ruhige Zukunft und im Winter Wärme und Pflege. Auch weiß die Kaze, daß sie unter harter Strafe mein Zimmer nicht betreten darf. —

Heut' Nachmittag — ja, das muß ich doch notiren — denn es war ein freudiges Ereigniß, — machte mir Trautmann zum ersten Mal Visite auf meiner Stube. Er kam mit Adolf — besah meine Bücher und meine Portraitsammlung. Die Zusammenstellung der Letzteren lobte er; ein paar Silber vermischte er — die muß mir Vater anschaffen.

Dann setzte er sich, während Adolf in einem Bilderbuch blätterte, zu mir in den Erker, wo mein Stickerahmen steht, und als er meine Arbeit bewunderte und besobte, beugte er sich nieder, als wollte er sie genauer betrachten und küßte mir die Hand, die zufällig auf dem Rahmen lag.

— Ich wurde so roth, als hätte ich etwas Thörichtes begangen. Wenn dies nur der Doctor Ellring drüben nicht gesehen hat. Er dürfte mich doch auslachen. — Ich warf einen verstohlenen Blick hinüber; es war als regte es sich hinter dem ver-

hangenen Käfig; doch kann vielleicht der Vogel diese Bewegung verursacht haben. —

Trautmann vermischte bei mir das Portrait Klopstocks. Ich sagte ihm, daß dessen Oden schon Rocco geworden wären, daß ich sie vor acht Jahren als Kind gelesen, und seitdem nicht wieder. Wie könnte ich noch jetzt Geschmack daran finden! — Er aber drang in mich, die Gesänge an Fanny jetzt noch ein Mal zu lesen, ich sei damals zu jung gewesen, um diesen Gedankenschwung zu fassen. —

Ich will es thun — da er es wünscht. Freilich, die Messiasde hatte mich damals ermüdet; ich las auch seine sämmtlichen Werke in einem Zuge. Und das sollte man niemals. —

Trautmann ging in seine Stube, holte das Werk und las mir, wie er das Buch zufällig aufschlug, mit wohlklingender Stimme aus der Elegie an die künftige Geliebte, folgende Stelle vor:

»Ach warum, o Natur, warum unzärtliche Mutter,
Gibst Du zur Empfindung mir ein zu biegsames Herz?
Und in's biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Ewiges Verlangen, keine Geliebte dazu?
Die Du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir gibt);
Die Du künftig mich liebst, o Du vor Allen erlesen,
Sprich, wo Dein fliehender Fuß ohne mich einsam jest irrt?
Nur mit einem verräth'rischen Laut, nur mit einem der Töne,

Die, wenn Du lachst, Dir entfliehst, sag' es, o Göttliche, mir!
Fühst Du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst Du nach mir hin,
Ohne daß Du mich kennst; o so verhehle mir's nicht!
Sag' es mit einem durchbringenden Ach, das meinem Ach gleichet,
Das aus innerster Brust zitternd dem Munde zu flieht! —
Ach — ich will hier enden, ich müßte sonst das
ganze Gedicht abschreiben! Aber in meiner Seele
klingt es immer und immer wieder.

Ich bin ganz matt — zerstreut — vielleicht
müde. — Trautmann ist ein herrlicher Mensch! Mit
diesem Gedanken will ich zu Bette gehen! Gute
Nacht. — Wilhelm! — — —

* * *

Sonntag den 27. Juli. Heiße, glühend heiße
Tage; aber darunter viel herrliche Tage, zahlreiche
Luftfahrten in's Freie, Spaziergänge durch Feld und
Wald, die Heimkehr im funkelnden Abendlicht —;
und immer Trautmann dabei; Vater und Mutter
kerngesund, fröhlich, mit uns Allen zufrieden. Adolf
glücklich in der Liebe zu seinem Lehrer und dieser
ihm gewogen, wie einem jüngern Bruder!

Und dann die traulichen Stunden, wenn Traut-
mann auf meinem Zimmer, während sich Adolf, der
stets dabei ist, still beschäftigt, mit mir in den ver-
schiedenen Dichtern liest.

— Ich habe mich, durch ihn angeregt, ganz in Klopstocks Oden vertieft. Wie herrlich sind die Gefänge an Fanny, seine Geliebte, die er aber nicht besitzen durfte, wie ich leider aus seiner Biographie erfahren habe.

Die Liebe muß doch etwas Gewaltiges sein, wenn sie auch solchen Geist überwinden, wenn sie solche Mannesbrust zur Trauer stimmen konnte. Aber, wie erhebend ist sie wieder — zu welchen Hymnen hat sie ihn begeistert!

— Wenn ich in Trautmann's Augen sehe — so glänzt darin Etwas wie Poesie, und diese, glaube ich, wohnt in einer jeden liebesvollen, edlen Menschenbrust. Nur kann sie nicht immer zur Sprache werden — wie bei mir zum Beispiel. Aber Trautmann vermöchte es gewiß — er dichtet sicher auch, nur verheimlicht er's; — vielleicht auch nur vor mir. —

Wenn Trautmann — und das geschieht auf Spaziergängen wohl häufig — traulich an meiner Seite geht oder sitzt und meine Hand hält und freundlich zu mir spricht — dann betrachtet uns der Vater manchmal wie beobachtend. Die Mutter lächelte sogar ein Mal, als sie uns ertappte, wie mir Wilhelm die Hand drückte, und ich mußte erröthen. — Aber ich glaube nicht, daß der Vater zürnt, weil ich

Trantmann zu viel Vertrauen und Freundschaft schenke, gehört er doch so gut wie zur Familie, gehörte ihr schon längst an und ist uns nur durch seine langjährige Entfernung etwas fremder geworden. —

Mittwoch den 6. August. Ich war ein paar Tage recht verstimmt und traurig — in meinem Erker überkam mich gestern urplötzlich das Weinen und zwar ohne alle Veranlassung. Denn ich weiß nichts, was mir fehlte, was mich bekümmern und drücken könnte. — Es mag wohl körperliche Indisposition, der Vorbote einer zu erwartenden Krankheit sein! Wenn ich daran denke, so denke ich zugleich auch an den Tod — und seltsam: der kommt mir jetzt gar nicht schreckhaft und betrübend vor, obgleich er mich von Allem, was ich liebe, und von einem seltenen Erdenglück, wie es mir zu Theil geworden, trennen würde. —

Ja, es ist Krankheit; ich bin auch in den letzten Tagen merklich blässer geworden — und dann schlafe ich so unruhig. Ob die Nachtigall beim Doctor drüben wohl die Schuld tragen mag? Sie schlägt die ganze Nacht — und ich schlafe erst ein, wenn der helle Tag erwacht. —

Die Nächte sind freilich sehr kurz — und ich habe die Anart, nur gern des Nachts beim Lampenlicht schreiben zu wollen. Auch der erhabene

Schiller dichtete gern zur Nachtzeit. (Das soll aber hier in keinem Zusammenhange stehen.)

Sonnabend den 9. August. Meine Traurigkeit währt fort — ja ich werde gewiß krank oder bin es schon. Selbst Trautmann ist mein verändertes Wesen aufgefallen; er fragte theilnahmvoll, ob mir Etwas fehle. Mir traten die Thränen in die Augen. — Er bemächtigte sich meiner Hände, küßte diese viel Mal — und meinte, ich solle den Arzt fragen, vielleicht würde dieser eine kleine Reise, oder eine kurze Badekur anrathen. —

Ich glaube manchmal doch wieder, daß mir kein Arzt helfen kann — denn mein Trübsinn ist so sonderbar, daß er mich mitten in freudiger Stimmung, oder bei vollkommener Ruhe, ohne alle Veranlassung übermannt und auf Stunden recht unglücklich, recht elend macht. —

— Manchmal ist mir, als hätte ich etwas recht Großes und Wichtiges auf dem Herzen, das es mich drängt Trautmann anzuvertrauen, ihm allein! Das pocht und drückt und arbeitet in mir, und wenn ich lange nachgedenken habe, so fällt mir Nichts ein, als daß ich ihn nach einem Buch, nach einer Zeichnung oder sonst etwas Unwichtigem habe fragen wollen.

— Ich bin manchmal recht grillig und unausstehlich.

Der Doctor gegenüber ist jetzt fast gar nicht an seinem Fenster sichtbar. — Wenn sich des Armen nur nicht ganz der Menschenhaß bemächtigt.

— Auch die Trauer, der Schmerz, der stumme Gram gewährt manchmal Trost! —

Wie seltsam, daß wir oft unsre eigenen Seelenzustände und Gemüthsstimmungen nicht zu beurtheilen, zu erkennen vermögen.

Könnten wir klar in unser Inneres sehen: wir vermöchten uns leichter zu helfen. —

Sonntag den 10. August. Mein Zustand wird immer räthselhafter.

Als ich gestern Nacht schon im Bette lag und Sophien schon schlafend dachte, da ließ ich meinem Schmerz freien Lauf und brach in leises Weinen aus, denn nur dies vermag meine kummervolle Brust zu erleichtern. Aber Sophie schlief nicht — sie hörte mich und fragte plötzlich, was mir fehle.

Ich erschrak heftig und antwortete, ich wüßte es nicht, ich würde wohl krank werden, ich wäre so unglücklich, daß ich mir den Tod wünschte.

Da sagte Sophie recht herzlich und theilnahmvoll: »Ach, mein gutes, armes Fräulein, das wird wohl nichts Anderes als die Liebe sein. Sie sind in Herrn Trautmann verliebt — ich habe mir's schon längst gedacht. Das macht Ihnen das Herz

schwer. Mit uns jungen Mädchen springt das zum ersten Mal immer so unbarmherzig um. Nun, wenn er Sie wieder liebt —.“

Ich hörte nichts mehr, ich zog die Decke über den Kopf und verstopfte meine Ohren; durch meine Brust aber lief ein gewaltiger Schreck und mein Herz schlug mir, als hätte ich ein großes, großes Verbrechen begangen. —

Aber diese Nacht schlief ich vollends nicht. Ich weinte nicht mehr, aber ich dachte über meinen Zustand nach unter Zittern und Zagen, ich befragte mein Inneres, durchforschte meine geheimsten Gefühle: sie gaben mir unvollständig Antwort. —

Ob ich ihn liebe? — Wenn es wäre: o, er ist ja würdig, von Höheren und Besseren, er ist es werth, von der ganzen Welt geliebt zu werden.

Dienstag den 12. August. Also das wäre die Liebe, und sie kündigte sich so schmerzhaft an, so kummervoll; und wann erscheinen in ihrem Gefolge die Wonnen, von welchen die Welt seit dem Schöpfungstage, als ihr der Herr den Liebesfuß gab, so ruhmreich, so begeistert und beseligend spricht?

Jetzt erst erfasse ich ganz den wehmüthigen Sinn jener weiteren Stelle in Klopstocks Elegie:

»Durch die Mitternacht hin klagt mein sanftthranendes Auge,
Daß Du, Göttliche, mir immer noch unsichtbar bist!

Durch die Mitternacht hin streckt sich mein zitternder Arm aus,
Und umfasset ein Bild, das vielleicht ähnlich Dir ist.

Ach! wo such' ich Dich doch? Wo werb' ich endlich Dich finden?

O Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Wo ist der Ort, der Dich hält? wo fliehet der segnende Himmel,

Welcher Dein Aug' umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?

Dürft' ich mein Auge zu Dir einst, seliger Himmel erheben,

Und umarmet die Sehn, die Du von Jugend auf sahst!

Aber ich kenne Dich — — nicht — ?

Es liegt so unendlich viel in diesen Versen, das
so ganz in meine Lage paßt, oder vielmehr Anklang
findet in meiner verdüsterten Seele. —

Ach, ich will heut' nicht mehr schreiben — all'
die Gefühle, die mich bestürmen, sind doch so unklar;
— was soll ich meine verworrenen Gedanken dem
Papiere anvertrauen. Auch in spätern ruhigern Ta-
gen könnten sie mir weder Trost noch freundige Rück-
erinnerung gewähren.

Und werde ich auch wieder ruhig werden, werde
ich die sorglos heiteren Stunden wieder finden, die
mich sonst so sehr beglückt?

Ach so Vieles scheint für mich todt, so Viel hat
seinen Reiz verloren! Mein lustig singender Vogel
wird vernachlässigt, meine Blumen freuen mich nicht
mehr, die Bücher nicht, selbst meine Dichter — doch
nein! die Letztern gewähren mir noch Beschäftigung,
wenn auch nicht Trost. Ihre Klagelieder sind es vor

Allem, die feuchten, kühlenden Thau in mein brennendes Herz träufeln. —

Mittwoch den 13. August. Sophie schloß wieder nicht, als ich zu Bette ging. Sie kleidete mich unaufgefordert aus und trieb ihre kindische Täuscherei dabei. — Wie klug das Mädchen zu schmeicheln weiß — nur um mich zu erimuthigen, zu erheitern. Wäre ich eine Thörin, ich könnte eitel auf das werden, was sie Reizendes an mir findet. Sie thut das aus gutem Herzen, das treue Mädchen. Als sie mir die schwarze Haarflechte löste, ward sie fast dichterisch — sie wand dieselbe um meinen bloßen Arm und sagte: »So erstand der erste Tag aus der finstern Nacht, so taucht ein Schwan aus dunklem Weiser.«

Das hat sie gewiß aus meinen Büchern behalten, in denen sie zuweilen herumblättert.

Noch viel andere Thorheiten und Schmeichereien sprach sie, die ich gar nicht behalten und die ich mich schämen müßte hier niederzuschreiben.

Als ich bereits im Bette lag, saß sie noch eine geraume Zeit plaudernd neben demselben. Sie bat mich, nur länger nicht mehr so traurig und kummervoll zu sein. Vater und Mutter hätten das schon bemerkt und sich besorgt darüber geäußert. Wenn ich Wilhelm einmal liebte, so müßte ich das mehr

in die Brust verschließen, ihm gegenüber unbefangen sein, und ihn durch Zurückhaltung in Zweifel undummer versetzen. In der Liebe müsse sich ein junges Mädchen etwas verstellen können. Unaufgefordert versprach sie mir, Trautmann zu beobachten, ob er mich eben so heimlich und schmerzhaft liebe. Sie zweifelte gar nicht daran, nur wüßten die Männer, meinte sie, sich besser zu beherrschen und wären darin eben so stark, als falsch, — falsch? Nein, nein.

Ich horchte ihr zu, ohne zu antworten; meine Gedanken flogen oft weit ab, in's Ferne, von ihren Worten. Ich hatte ihr vielleicht auch nichts zu gestehen, als daß ich recht krank sei, mich recht unglücklich fühle. — — —

— Ob er mich liebt?! Mein Gott, ich bin ja gar nicht schön! Und er? Jedes Auge muß bewundernd auf ihm weilen. O, er ist der Schönsten, Wohlgebildetsten würdig! — Wie nimmt sich neben seiner herrlichen Gestalt die meinige armselig aus! — Ja, wenn ich schön wäre — vielleicht — mein Herz, meine Treue, meine Aufrichtigkeit wären wohl seiner würdig. — Wenn er mit Sophiens Augen, mit den Augen der guten Schmeichlerin, sähe, und die andere Welt auch, daß er sich meiner nicht zu schämen brauchte!

— Da fallen mir die Thränen aufs Papier und lassen die Worte in einander fließen. — Ach!

Warum bin ich nur jetzt so undankbar gegen Gott, so mißvergüßt und unzufrieden mit meinem Loose?

Es ist, als ahnte Trautmann meinen namenlosen Kummer, denn er sieht mich oft so mitleidsvoll an. Das Alles aber ist nicht geeignet mich aufzurichten, zu ermuthigen. — Seltsam: am gläubigsten und ruhigsten habe ich dem Geschwäg Sophiens gehorcht.

— Wie Gott will! Er kann, er wird vielleicht alle diese Zweifel lösen und den Zwiespalt meiner Brust beschwichtigen —, oder mein kleines Herz wird darüber brechen. Was ist es auch um so ein einzelnes Menschenherz!

Ob alle Mädchen so empfinden, wie ich!? Sie haben vielleicht andere Leiden, wer weiß ob größere. Und viele sind ganz glücklich, denen lacht die Freude auf allen Wegen.

— Klopstock singt an Fanny:

»Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein wie Staub
Lange zerstreut ist, wenn Du, mein Auge, nun

Ueber das Schicksal meines Lebens

Ausgeweint hast, und gebrochen zufällst —!«

Ach! — ich will zu Bette gehen, um — nicht zu schlafen. —

Montag den 1. September. Ich habe lange geschwiegen, lange hat meine Feder geraftet und es veräußt die Ereignisse meiner kleinen und doch so vielgestaltigen Welt niederzuschreiben. — Aber eine ganze Welt von Gefühlen und Erfahrungen ging seitdem durch meine junge Brust.

Jetzt erst vermag ich Gedanken und Bilder zu ordnen, jetzt erst ihnen nach langen, hangen düsteren Tagen eine helle Färbung zu geben.

Ich mag über die letzten Blätter nicht zurückblicken, und wenn auch, ich kann lächeln, da der grüne Hoffnungsschimmer der Gegenwart, da ein rosigter Schein der Zukunft auch über sie verklärend sein Licht breitet.

Ich will Alles, Alles sagen, und da ich nicht den Muth habe, einer menschlichen Seele mein süßes Geheimniß anzuvertrauen, so will ich es dem verschwiegenen Papier gestehen. — Ausströmen muß ich die Fülle meiner Gedanken.

— Es war am 28. August, an Göthe's Geburtstag. Ich stand in meiner Stube und wand eine Epheuranke, wie ich pflege, um das Bildniß des großen Dichters, und betrachtete ernst und sinnend die erhabenen Züge dieses Jupiterhauptes. Mir war feltfam weh und wund im Herzen, ich fühlte es, wie

mein finsterner Gram wieder empordämmerte und mein ganzes Wesen verdüstern wollte.

Da trat leise Trautmann herein. »Was machen Sie hier?« fragte er sanft und weich, indem er meine Hand ergriff.

Ich deutete schweigend auf den Kranz und sagte: »Heut' ist der 28. August!« — dann senkte ich die Augen, denn ich fühlte, daß mir Thränen drohten, und vor Trautmann durfte ich doch nicht weinen.

Er aber rief fast mit Begeisterung: »Sie sind ein herrliches Mädchen, Anna!« und hob meinen Kopf zu sich empor und küßte mich, ehe ich's ahnte, ehe ich's zu wehren vermochte! —

Wie ein Blitz fuhr es durch meine Seele — ich schrie laut auf, entwand mich seinen Armen und flüchtete in den Erker, meine Wangen brannten, ich wollte ihr Feuer vor seinen Blicken verbergen.

Er folgte mir und fragte nach einer Pause im bescheidenen Tone: »Zürnen Sie mir, Fräulein Anna?« — Ich drückte das Gesicht in mein Tuch — ich stockte, doch reichte ich ihm die Hand und sagte: »Nein, nein, gewiß nicht, Herr Trautmann!«

Er bedeckte die Hand mit seinen Küßten und davon draußen sich Jemand näherte, verschwand er leicht, wie er gekommen, aus meiner Stube.

Das war der Anfang. — Was weiter in mir

vorging — ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß meine Wangen noch eine Stunde und länger glühten, daß alles Blut zu meinem Herzen floß und daß ich noch immer zitterte.

Ich zitterte vor der Mittagsstunde — wo ich Trautmann gegenüber sitzen würde. Wie konnte ich ihm ohne die peinlichste Verlegenheit, ohne mich zu verrathen, ohne nicht immer wieder von Neuem zu erröthen, in's Auge sehen?

Ich wollte Kopfschmerzen vorschützen, um auf meiner Stube essen zu können. Aber leicht konnte er dann glauben, er habe mich wirklich beleidigt. —

Es war ein schwerer Kampf; endlich mußte ich aber doch gehen.

Dies war der erste Kuß, den ich von einem Manne erhielt, der nicht mein Vater war. —

Aber bei Tische begann erst meine Pein. Ich vermochte nicht die Augen gegen ihn aufzuschlagen, ich war ungeschickt, zerstreut, oder eigentlich nicht zerstreut, denn ich dachte und fühlte nur Eins. Die Mutter bemerkte das brennende Roth meiner Wangen. »Was ist Dir, mein Kind?« fragte sie. »Nichts, nichts,« erwiderte ich, allen Muth zusammenraffend, »ich habe zu rasch ein Glas Wein geleert, und das hat mir so heiß gemacht.« — Und das Letztere war

auch wahr, denn in meiner peinlichen Verlegenheit hatte ich noch vor der Suppe des Vaters Weinglas in einem Zuge ausgetrunken.

So sehr ich mir auch Mühe gab, alle meine gewaltigen Bewegungen zu verbergen, war ich doch nicht im Stande, diesmal ein Wort an Trautmann zu richten. Ich machte mir alle Augenblicke Etwas in der Küche zu schaffen, um yur fort vom Tische und aus dem Bereich aller Blicke, die mich spähend zu belauschen schienen, zu kommen.

Trautmann war unbefangener als ich, er war heiter und gesprächig, er betrachtete mich oft lächelnd, doch insgeheim, was meine Verlegenheit nur mehrern mußte.

Endlich ward die Tafel aufgehoben. Als ich der Mutter die Hand küßte, sah sie mich seltsam lächelnd an. Adolf sollte uns eine Sonate vorspielen, die ihm Trautmann einstudirt hat; ich konnte und wollte nicht zuhören, ich flüchtete auf mein Zimmer und warf mich hinter der Gardine in die Ecke meines Sophas.

Hier drückte ich die Hand an mein Herz und fühlte, wie gewaltig es pochte, hier athmete ich tief auf und athmete erst etwas freier. Stirn und Augen glühten mir, die Thränen, die sonst so reichlich flossen, wollten nicht kommen — ich glaube, sie wären

diesmal milder gewesen und würden meinen Zustand erleichtert haben. —

— Ob die Mutter wohl Etwas ahnt von meiner Gemüthserschütterung, von meiner — Liebe? — —

Hier steht das Wort. Die Feder nur hat es verrathen. Nie soll es über meine Lippe kommen.

Wenn die Mutter Etwas ahnt! Wie soll ich vor ihr bestehen?

Dienstag den 2. September. Es überkam mich heut' und ich habe — daß ich lächeln muß — zwei Gedichte auf's Papier geworfen — unvollständig, unzusammenhängend —; ich habe sie wieder zerrissen. Sie könnten Jemandem in die Hände fallen und in mein Tagebuch passen diese Stümperereien nicht. Aber in jeder freien Stunde habe ich in den Dichtern gelesen, ihre Gesänge der Liebe; wenn auch flüchtig und rastlos zwar, aber es zuckte daraus wie Blitze in meine Seele.

Die Liebe!! Was ist die Liebe? Wer hat sie je ergründet? Die Sänger aller Zeiten haben sie besungen, und doch gibt sie jedem Künftigen neuen Stoff und neuen Anreiz. — Ich will heut' Nacht darüber nachdenken.

Donnerstag den 4. September. Sophie ahnt Etwas; sie bemerkt meine Veränderung. Also muß diese auffallend sein, so sehr ich mir Mühe gebe

mich zu beherrschen. — Es ist gewiß nichts Sündhaftes an meinen Empfindungen, und doch zittre ich vor jeder Offenbarung, vor jeder fremden Wahrnehmung derselben.

Es ist ein süßes, heiliges Geheimniß und kaum kann ich mir Rechenschaft geben, worin es besteht. —

Als wir im Bette noch plauderten, wagte Sophie einige scherzhafte Auspielungen. Ich hätte ihr zürnen mögen; aber sie meint es sonst so gut mit mir. Und dann war sie die Erste, die die Ursache meiner Krankheit errieth — vielleicht noch früher, als ich selbst; — und ich selbst konnte mir sie doch nicht gestehen.

— Ob Trautmann mich wieder liebt? — Vielleicht. Er ist zu schüchtern, es mir zu gestehen, und ich — wie könnte ich fragen!

Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen.

— Sophie meinte, mir sei gewiß ein Stein vom Herzen gefallen. — Das war freilich sehr profaisch ausgedrückt, aber gewiß gut gemeint.

Dann lobte sie Trautmann, seine Schönheit, sein edles Wesen, seinen männlichen Ernst; mehr aber lobte sie noch mich — die muthwillige Schmeichlerin, und fragte endlich ganz leise und bedächtig, ob ich Trautmann schon einen Kuß gegeben.

Ich zog rasch die Decke über's Gesicht, indem ich

fürchtete, sie würde trotz der Finsterniß meine Nothe erkennen, und schwieg. Aber das Herz schlug mir gewaltig. Sollte sie uns belauscht —, sollte er mich verrathen haben? Nein — nein.

Dann sagte sie, als ich gar nicht antwortete, mein Mund sei so schön, daß es sich für einen Mann schon lohnte, ihn zu küssen. Es würde sie nicht wundern, wenn Trautmann es versucht hätte.

Ich fragte sie — plötzlich kam mir der muthwillige Einfall: »Hat er Dich etwa schon geküßt, Sophie?«

»Wo denken Sie hin, Fräulein,« war ihre Antwort, »mein Mund ist etwa wie eine Johannisbeere, der Ihrige aber wie eine Kirsche; und dann sind Sie das Fräulein vom Hause.«

»Aber doch nicht so hübsch wie Du,« warf ich ein.

»Ach, viel schöner, viel vornehmer,« entgegnete sie; »soll ich Ihnen wiederholen, wie schön Ihr Gesicht, Ihre Augen, Ihre Händchen, Ihre kleinen Füßchen; — wie oft habe ich Sie schon abgeküßt, Fräulein — und bin ein Frauenzimmer. Das Alles muß einen Mann viel verliebter machen.« — —

Von meiner Gestalt sagte sie nichts. Freilich! — Ich seufzte und schwieg.

Aber ihr Geschwätz hatte mich doch erheitert und hatte mir recht liebliche Träume verschafft. Das

Mädchen ist eine Zauberin, oder vielmehr Wahrsagerin; ich werde ihr täglich gewogener. Aber sie hat auch ein musterhaftes Herz und verdient es nicht, daß sie so arm ist und dienen muß.

Freilich ist sie beinahe meine Freundin und wäre es ganz, wenn sie unterrichteter, gebildeter wäre, so daß ich ihr alle meine Empfindungen, meine Schwärmereien mittheilen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß sie mich mißverstehe.

Aber ich will mir schon Mühe geben, ihre Begriffe zu veredeln. —

Sonabend den 6. September. Trautmann spricht nichts. Er ist beinahe so scheu wie ich, doch drückt er mir überall verstohlen und lächelnd die Hände. Er meidet es beinahe mit mir allein zu sein. Daß auch ein Mann so schüchtern sein kann!

Er hat gewiß auch ein Geheimniß. Ob ich's errathe —?

— Nach und nach kehre ich wieder zu meinen Blumen zurück, zu meinem kleinen Sängler. Ich zolle ihnen wieder die Liebe, die ich ihnen so lange entzogen.

Der Doctor drüben erscheint fast gar nicht mehr am Fenster. Es sollte mich nur betrüben, wenn es ihm schlecht ginge oder wenn er krank wäre.

Ach ja — die Mutter ahnt Etwas. Bei Tische blickt sie bald mich, bald Trautmann an und lächelt dann still vor sich nieder.

Wenn nur meine fatale Angst, diese ewig peinliche Verlegenheit verschwunden wäre! —

Ich glaube gar, der kleine Adolf betrachtet mich aufmerksamer. — Was versteht aber so ein Kind!

Sollte die Mutter vielleicht in seiner Gegenwart unbedachtsam ein Wort über mich gegen den Vater haben fallen lassen? Oder hätte Sophie ausgeschwaht? Nein — auf die baue ich. Und was weiß sie denn auch; ich habe ihr ja nichts anvertraut. — Ich habe ja auch eigentlich kein Geheimniß. — — Den Kuß freilich: der ist mein Geheimniß.

Sonntag den 14. September. Heut' ein herrlicher Nachmittag im Marienwalde; zwar ist die Landschaft nicht mehr so frühlinggrün und sommerlich üppig wie vordem, aber sehr malerisch in ihrer herbstlichen Färbung; die Luft warm und doch frisch, sie säufelt über die gelben Felder, die in ihren grünen Rainen einem Schachbret gleichen. Einzelne Bäume zeigen schon gelbliches Laub, der Himmel dazwischen ist hellblau, wolkenlos — nur am Rande des Horizontes weht gegen Abend weißer Nebeldunst. Aber die Waldvögel, die kecken Aezeln, sind besonders laut und geschwätzig, Schwalben rüsten sich

zur Heimkehr, Biennen schwärmen, und die Störche in der Niederung, nach dem Strome zu, mustern ihre Jungen und betrachten sie prüfend, ob sie auch vollkräftig und stark genug zur weiten Rückreise. —

— Wir nahmen, — es war die alte Gesellschaft, unser Familienkreis, freilich auch Trautmann dabei — das Mittagmahl unter dem sogenannten Zelte ein. Es war sehr verschwenderisch, ohne daß es gerade Vater beabsichtigt hätte; aber das ist in dieser Restauration in der Ordnung: hier halten meist die reichen Adligen aus der Stadt ihre luxuriösen Dinners und Soupers. —

Heut' waren wir, trotz des herrlichen Wetters, ganz allein: auch nicht ein einziger anderer Gast. Wir beschlossen unter den herrlichen Akazienbäumen im Freien zu speisen, hier ward die Tafel gedeckt. Während der Vorbereitungen spielte Trautmann im Salon mit Adolf Billard, was dem Knaben, der es auf diese Art lernen wollte, eine ungemeine Freude machte. Der Vater hatte aus der Stadt Zeitungen mitgebracht, setzte sich mit seiner Cigarre unter einen schattigen Nußbaum und las. Mutter und die Rectorin hatten auf dem Orchester Platz genommen, weil sie glaubten, daß die Mücken daselbst weniger lästig wären, und strickten und plauderten mit einander. Ich, die auf sich selbst angewiesen

war, brach mir einen Zweig vom Baume, um die Insekten abzuwehren, warf meinen Hut auf den Tisch, und durchstrich rund um den Platz die Gebüsche, die freien Rasenflecke und Wiesengründe, und pflückte Waldblumen in mein Taschentuch. Davon band ich für Jeden einen Strauß, womit ich bei Tische sein Couvert belegte. In der Stadt ist das so Sitte, aber man nimmt Zierblumen dazu. Hier aber ist's anders, da sind es die frischen einfachen, wenn gleich weniger schönen und duftigen Töchter des Waldes und der Felder.

Ich wandelte auf und ab, bückte mich hier und dort, summete Lieder und Liedchen zwischen den Lippen, wie sie mir gerade einfielen, und war in meiner Seele so froh, so zufrieden, wie lange nicht.

All' meine Beängstigung, meine Krankheit von früher ist gewichen. Ich werde ganz gesund werden. Der ruhige Blick aus Trautmanns Augen, glaube ich, hat mir Ruhe und Trost gegeben. Warum sollte ich auch krank und besorgt sein —; ich hatte doch keinen Grund zur Klage. Es war Alles nur Einbildung. —

Sophie, die freilich sehr muthwillig und fast zu natürlich ist, sagt freilich etwas Anderes. Aber darauf mag ich nicht hören.

Ich hätte es gern gesehen, wenn sie heut' hätte

mitfahren dürfen, aber wir waren schon zu Sechß und jemand Zuverlässiges muß doch das Haus hüten, meinte die Mutter. Unsere Köchin hat nämlich einen Liebhaber, einen Tischlergesellen, der sie heirathen wird, wenn er erst Meister ist — und weil sie verliebt ist, wie Mutter sagte, ist sie zerstreut und man kann sich nicht auf sie verlassen.

Sophie aber hat keinen Geliebten.

— Also wenn man verliebt ist, ist man zerstreut. —

Trautmann — warum sage ich immer Trautmann? Ich werde ihn in Zukunft hier auf dem Papier nur Wilhelm nennen, der Name ist schöner, wohlklingender. —

Ihm gegenüber und vor den Leuten nenne ich ihn natürlich nur Herr Trautmann, oder Doctor. —

Adolf war seelenvergnügt; Wilhelm hatte ihn belobt, er sagte, er habe viel Geschick zum Billardspiel, und er wolle, wenn er seine Aufgaben recht fleißig und geschickt ausarbeite, öfter mit ihm spielen. Vater sprach sogar die Hoffnung aus, er würde ein Billard kaufen, das wir im Vorsaal aufstellen lassen würden. —

Dann setzten wir uns zu Tische. Jedes fand unter seiner Serviette den Blumenstrauß. Vater, der hochvergnügt war, weil — wie er meinte — in

der französischen Kammer ein vernünftiges, menschenfreundliches, zeitgemäßes Gesetz durchgegangen war, — sagte: »Das ist von Schwester Anna,« indem er den Blumenstrauß nahm, »das dachte ich gleich und dafür erhält sie einen Kuß. Wer's eben so meint, der folge mir nach.« Nach diesen Worten nahm er mich beim Kopfe und küßte mich.

Adolf war der Erste, der diese Aeußerung verstand, er sprang mir an den Hals und küßte mich wohl zehn Mal. Zur Mutter und zur Rectorin ging ich selbst, um mir die vom Vater bestimmte Belohnung zu holen.

Aber jetzt kam Trautmann daran und er — er erröthete bis über die Stirne und machte ernsthaft Miene, mich vor meinen Eltern, vor Allen zu küssen. Ich war bis zum Tode erschreckt, schrie laut auf und entfloß über den ganzen Platz in das Gebüsch hinein. —

Trautmann folgte mir nicht; er war gewiß so verlegen wie ich. Aber ich glaube, unter den Bäumen, allein und ungesehen vor den Andern hätte er den Kuß doch bekommen. — Ich hätte vor Angst nicht geschrien.

Ich wagte es erst nach einer Weile, als man mich rief, aus meinem Versteck zurückzukehren, und nachdem mir der Vater Waffenstillstand angekündigt

hatte. Er meinte lachend, ein junger Mann, wie Trautmann, würde schon Gelegenheit finden, zu seinem Recht zu kommen.

Adolf neckte mich und sagte, ich sei so roth geworden. —

— Wenn Trautmann mehr Muth gehabt hätte, hätte er mich doch haschen sollen. — Der Vater hatte es ja erlaubt — und wollte dann lachen.

Ich schreibe noch immer »Trautmann« statt »Wilhelm«. Ich denke Wilhelm und schreibe nur Trautmann. —

Unser Mahl, das keine fremde Persönlichkeit störte und einschüchterte, war sehr heiter, allerliebste. Ich saß neben Wilhelm und er unterließ es nicht, mir bei irgend einer bedeutenden oder beziehungs-vollen Stelle des Gespräches die Hand zu drücken. — Jetzt sehe ich ihm auch schon freier in die Augen und durch unsre Blicke verstehen wir uns, ohne Worte nöthig zu haben. So sagen wir uns Vielerlei. —

— Wir tranken diesmal Champagner — ich sogar zwei Spitzgläser, und wurde darnach so gesprächig und lustig, daß ich die Gesellschaft mehrmals zum Lachen brachte. Das ist ein verrätherischer Wein! Wenn der Vater jetzt verlangt hätte, ich solle mich von Trautmann in Gegenwart Aller küssen lassen,

ich glaube — ich wär' es im Stande gewesen. Zum Glück kam er nicht auf den Einfall.

Wie hätte ich mich hinterher schämen müssen! —

— Erst spät wurde die Tafel aufgehoben und der Kaffee in einer Weinlaube eingenommen, die den Namen »Bellevue« führt, weil sie auf einer Terrasse angelegt ist, von welcher man die Aussicht über die ganze Gegend bis zum Strom hinab und auf die jenseitigen Berge hat.

Wilhelm, der mit dem Vater eine Zeitlang über Politik gesprochen hatte, gab endlich Adolfs Bitten nach und spielte mit diesem Ball. Ich setzte mich in's Gras und sah ihnen zu. Die Eltern und die Rectorin waren oben geblieben, wo sie weder von der Sonne noch vom Luftzug zu leiden hatten.

Da mit einem Male mußte ich laut aufschreien, eine Wespe war mir unter den Ärmel gekrochen und als ich mit der Rechten dahin fuhr, stach sie mich. Ich war schreckensbleich und ungeschickt genug, den Ärmel nicht öffnen zu können. Wilhelm sprang herbei, auch Adolf. Jener knöpfte rasch den Ärmel auf und entfernte das böse Thier, das ich durch mein rasches Zugreifen erdrückt hatte. Der Stachel war in der Wunde geblieben. Wilhelm schickte den Bruder sogleich fort, um eine Serviette

und Wasser zu holen; er wollte einen Umschlag machen. Adolf ging.

Ich schämte mich jetzt vor Wilhelm wegen meines kindischen Schreckens. Der Schmerz war zwar nicht unbedeutend und die Stelle, wo der Stachel saß, geschwollen und entzündet. Aber Wilhelm drückte sehr geschickt den Stachel heraus, dann sagte er: »Ich will das Gift heraussaugen,« und ehe ich's wehren konnte, hatte er seinen Mund darauf gedrückt, und — er küßte mich dann auch weiter oben am Arme, wo keine Wunde war.

»Es ist schon gut — gut,« sagte ich ängstlich, »wenn Ihnen aber nur das Gift nicht schadet.«

»Oh,« versetzte er, »die Heilung ist ganz nahe und bei der Gelegenheit komme ich auch zu meinem Rechte!« Er umschlang mich fest, so daß alles Sträuben nicht half und küßte mich drei Mal hintereinander, bevor noch Adolf sichtbar war.

Ich hätte schreien mögen, aber ich wollte die Oben nicht erschrecken. Und dann hätte ich ja Wilhelms Raub verrathen und der Vater hätte mich dazu doch nur ausgelacht. —

Jetzt kam Adolf und Wilhelm beseuchtete die Serviette und wand sie mir um den Arm. Ich fühlte fast keinen Schmerz mehr.

Aber über seine Kühnheit war ich doch so ver-

legen, daß ich nicht einmal, und zumal vor Adolf, die Augen gegen ihn aufschlagen konnte.

— Ich eilte lieber zur Gesellschaft zurück. —

Er folgte mir mit dem Bruder.

Ich muß doch etwas verstört ausgesehen haben, denn als ich meinen Unfall erzählte, wechselten Mutter und Rectorin bedeutsame Blicke und unterdrückten ein gutmüthiges Lächeln.

Schon um sechs Uhr zog der Vollmond auf. Wir beschloßen hier noch Thee zu trinken und dann, bevor sich die Abendkühle einstellte, unfre Heimfahrt anzutreten. Aber die Luft war so warm und mild, als wäre es mitten im Sommer — nur der frühere Einbruch des Abends gemahnte an den Herbst. —

Die Sonne war unter, aber der Mond beleuchtete die Landschaft trübsinnig, und selbst unter die dichtesten Schatten der Bäume zauberte er ein grünes, magisches Licht. Hier wandelte ich singend und sinnend auf und ab, während die Andern um die dampfende Theemaschine saßen.

Plötzlich gesellte sich Trautmann zu mir und ehe ich mir's versah, war meine Hand in der seinigen. Ich glaubte, er wolle seinen Raub von vorhin wieder fortsetzen und machte eine ängstliche Bewegung, er aber fragte mit unbefangener, sanfter Stimme etwas Gleichgiltiges und leitete so ein Gespräch ein.

Dann gingen wir eine Weile — von allen Andern gesehen, aber gerade nicht beobachtet, schweigend auf und ab. Mir schien, als habe mir Trautmann Etwas zu gestehen — ich zitterte, ohne zu wissen weshalb, davor —; es schien ihm die Brust zu pressen. —

Aber er blieb stumm; ich danke ihm für dieses Schweigen — wie peinlich wäre mir eine Erklärung, eine Frage gewesen. Wir hatten einander vielleicht sehr Viel zu sagen und — gar Nichts. Aber unsere Gedanken und Gefühle waren in unsern Fingerspitzen und unsre Hände hielten sich fest umklammert.

Das waren selige Minuten, obgleich der Mund fast stumm war. Wir gehörten der Erde nicht mehr an, obgleich sie uns noch liebend umschloß. Mir erschienen wir Beide wie zwei Gestalten aus Matthiassons Dichtungen, aus seinem Elysium.

Schweigend kehrten wir zur Gesellschaft zurück, nachdem uns Adolf zugerufen, uns zum Aufbruch zu rüsten.

Wie uns der Vater kommen sah, fragte er neckend, ob sich Trautmann wohl jetzt sein Recht genommen?

»Nein, nein, der Himmel bewahre!« rief ich und flüchtete zur Mutter, obgleich dies eine Unwahrheit war; aber ich bezog das »Nein!« nur auf das

Jetzt, denn unter den Schattenbäumen waren wir ja Geister und wußten nicht, daß wir Körper haben. — Im Grunde hatte der Vater es Wilhelm ja gestattet, daß er mich küssen dürfte, und daß er's nicht öffentlich that, sondern als mich die Wespe gestochen und selbst Adolf entfernt war — dies war mir lieber.

Im klarsten Mondschein fuhren wir zurück durch die leuchtende Landschaft, die in der Ferne sich in silberne Dämmerung verlor. Die Flur war schweigend in feierlicher Ruhe, der Tritt der Kasse und das Geräusch unsers Wagens hallte auf der festen Chaussee weithin durch die Nacht. Fern hinter uns — nur in einzelnen Tönen hörbar, klang ein Posthorn.

Das scholl so sehnsüchtig, heimatgedenkend durch die Luft; es war nicht der Klang vom frühen Morgen, der Reiselust athmet.

Die Aeltern und die Rectorin nahmen den Fond des geräumigen Wagens ein; ich saß auf dem Rückplatz zwischen Adolf und Wilhelm. Mutter bestand darauf, daß ich den Mantel umlegen mußte. Darunter fand nun Wilhelm Gelegenheit meine Hand zu ergreifen, sie lag in der seinigen während der ganzen Rückfahrt. Es war mild und warm, und die Besorgniß der Mutter, ich könnte mich erkälten, ungegründet, denn unter dem Mantel ward mir sehr

heiß, auch durchwallte mich ein seltsames Gefühl, als ich so nahe, so dicht an Trautmann mich schmiegen mußte. Es war so hell, daß wir einander Alle beobachten konnten, und ich mußte meine Miene beherrschen, um mich nicht zu verrathen, wenn Wilhelm bei jedem Worte mir zärtlicher die Hand drückte. Zum Glück hatte der Vater ein lebhaftes Gespräch eingeleitet. —

Zu Hause angekommen saßen wir noch lange in heiterer Unterredung bei Tische.

— Ich hatte diese Nacht einen seltsamen Traum: der war halb schauerlich, halb erfreulich. Ich flog durch das Marienwäldchen vor einem abscheulichen Wolf, der mich verfolgte. An der Chauffee angelangt, befand sich vor derselben ein haus hoher Abgrund, der in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Ich war athemlos, schrie nach Hilfe und wußte mich nicht zu retten, denn immer näher leuchtete das Ungethüm. Da tauchte mit einem Male unten Wilhelm auf, breitete die Arme aus und rief: »Anna, ich fange Dich auf!«

Er nannte mich Du. — Ich sprang auch muthig herab und lag lange, lange an seiner Brust und erwiderte sogar seine heißen Küsse, ohne Scheu, ohne Beklommenheit und Zittern. Aber mir war wunderbar zu Muth.

Von meinem Verfolger aber, dem Wolfsthier, gewährte ich nichts mehr. —

Gleich darnach war Trautmann wieder verschwunden und ich allein. Vor mir erhob sich eine steile, senkrechte Felsenwand, die ich vorher gar nicht wahrgenommen hatte. Dort oben stand mit einem Male Trautmann, er konnte aber nicht herab und ich eben so wenig hinauf. Ich breitete die Arme aus und hätte ihn aufgefangen; aber es war zu hoch, er hätte sich zerschmettert. Ich blickte mit unendlicher Wehmuth zu ihm empor; er sah blaß und ernst und winkte mir schweigend zum Abschied. Gleich darnach verschwand er. Ich glaubte, er werde über den Rücken des Berges einen Weg finden und darauf zu mir herabgelangen. Aber er kam nicht; der obere Rand des Felsens war menschenleer und kahl. Nur das Posthorn tönte jetzt schmerzlich und wehmuthsfüh von Jenseits des Berges herüber. Dann sah und fühlte und dachte und — träumte ich nichts mehr. —

Ein sonderbarer Traum! Er wird wohl keine Bedeutung haben. Träume sind Schäume. Warum sollte ich mich ohne Noth ängstigen, ist doch Frieden in mir und rings um mich.

— Vor dem Einschlafen mußte ich Sophien noch Alles erzählen, was ich während dieses Tages erlebt hatte. Ich gestand ihr — o, sie ist verschwiegen

und gar so aufrichtig gegen mich, — daß mich Trautmann geküßt, nachdem mir die Schelmin auf alle Weise das Geheimniß abgepreßt. Aber es war mir leichter darnach — und ich ängstigte mich gar nicht, daß ich geplaudert. Freilich neckte sie mich nun und lachte, als ich ihr meine Angst schilderte, wie Wilhelm auf des Vaters Befehl den Kuß nehmen wollte.

Daß er mich aber schon früher ein Mal geküßt, habe ich verschwiegen. Sie weiß genug, und es könnte sie verdrießen, daß ich ihr nicht schon früher Vertrauen geschenkt.

Donnerstag den 18. September. Heut' hatte ich eine namenlose Freude, weil Wilhelm eine große Auszeichnung widerfuhr. Nicht nur besobte ihn der oberste Schulrath vor dem ganzen Lehrercollégium, sondern er erhielt auch das Ehrendiplom einer sehr berühmten gelehrten Gesellschaft für eine sehr scharfsinnige Arbeit, die gekrönt wurde, wie es heißt. —

Vater meint, Trautmann würde bald höher befördert werden, so daß er sich würde eine Frau nehmen können. Er sah mich dabei wie zufällig an — ich aber verließ erschreckt und beklommen die Stube.

— Auf einen solchen Geliebten müßte ein Mädchen wohl stolz sein können, und vollends eine Frau,

wenn ihr Gatte mit Ehrenbezeigungen überhäuft wird, muß sich unendlich glücklich fühlen.

— — Eine Frau nehmen? — Wilhelm! — Daran habe ich gar noch nicht gedacht. — Und wen? —

Ach, ich glaube, bei dem Gedanken überkommt mich wieder mein alter Trübsinn. — Fort mit den Grillen! Ich will mich ja freuen, weil meinem, — weil Wilhelm heut' Freude widerfahren ist.

Von dem Doctor da drüben ist weder Etwas zu sehen noch zu hören. Doch habe ich vernommen, daß er immer noch dort wohnt. Er scheint noch einsamer, noch menschenscheuer geworden zu sein. Der Arme! — wenn er nur nicht ganz unglücklich ist! —

Die Nachtigall hängt seit lange nicht mehr vor dem Fenster und der schöne Rosenbusch ist verdorrt, ob aus Mangel an Pflege oder aus Krankheit?!

Mein Erker ist so dicht besetzt mit Blumenstöcken — denn auch Trautmann beschenkt mich jetzt mit dem Vater um die Wette — daß ich dem Einsiedler drüben seine beiden Fenster garniren könnte, ohne den Abgang besonders zu spüren.

Geschenke soll man freilich nicht weiter geben. Wer weiß, ob er sie auch möchte.

Sonnabend den 20. September. Heute er-

hielten wir einen Brief, der unser ganzes Haus in Alarm setzte. Es hat sich nämlich eine Auserwandte von uns gefunden, von der wir bisher gar nichts wußten: ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, die Tochter einer Cousine unserer Mutter, welche längst verschollen war. Sie hat bisher in einem kleinen Städtchen am Rhein gelebt, wo sie eine dürftige Pension verzehrte. Jetzt, auf ihrem Todtenbette, gedachte sie unsrer Mutter, deren neuer Aufenthaltsort ihr durch einen Zufall bekannt geworden, und ruft deren Barmherzigkeit an für ihr hilfloses Kind, das sie ihrem Schutze empfiehlt. Sie schreibt, das Mädchen sei wohl gebildet und wohl erzogen, und fleht um umgehende Antwort, damit sie ruhig sterben könne.

Mir rannen bei Vorlesung des Briefes die Thränen über die Wangen. Wie Jemand von seinem Tode mit solcher Bestimmtheit sprechen kann und gern sterben will, wenn ihm nur die Sorge um das einzige geliebte Wesen von der Brust genommen ist!

Die arme Frau! Welch' ein Abschied vom Leben, von ihrer Tochter, die sie doch immer einem ungewissen Loose preisgibt! —

Vater und Mutter waren natürlich schnell entschlossen, die arme Waise in's Haus zu nehmen. Vater setzte sich sogleich nieder und schrieb: Ja, und

legte zugleich eine Summe als Reisegeld bei. Wenn der Brief nur noch ankommt, bevor die arme hartgeprüfte Frau ihre Augen schließt, damit sie doch noch den einzigen Trost mit in's Jenseits hinüber nimmt.

So wird unser häuslicher Kreis immer größer und lebhafter. —

— Ich habe mich schnell mit dem Gedanken an die neue Familiengenossin befreundet: ich erhalte da eine theure Verwandte, eine Gespielin, eine Vertraute — noch dazu von gleichem Alter mit mir.

Das hat mir nur noch gefehlt; eine Freundin! Denn so lieb ich Sophien auch habe, zur wahren Freundschaft, wie sie das Leben verschönt und veredelt, eignet sie sich doch nicht ganz. Ich meine nicht deshalb, weil sie meine Dienerin ist — denn das sollte nicht hindern, sondern weil sie selbst zu wenig Sympathien für ein höheres Verhältniß hat. Das ist Mangel der Erziehung —; sie ist gar armer Leute Kind, die auf ihren Unterricht nichts verwenden konnten. Schon mit dem dreizehnten Jahre mußte sie dienen und kleine Kinder warten.

Die neue Cousine heißt Berta, so steht's im Briefe, der gar herzbrechend ist. Aber ich will mich der neuen Verwandten mit doppelter Liebe hingeben,

um ihr so den Verlust der Mutter wo möglich weniger fühlbar zu machen. —

Es ist nicht voranzubestimmen, wann die Arme kommt, denn wer weiß, wie lange die kranke Mutter noch lebt, die selbst schreibt, die Aerzte hätten sie aufgegeben und ihr nur noch wenige Tage Frist verkündet. —

Mit Wilhelm zusammen sind wir dann drei junge Leute im Hause und bilden dann einen kleinen Kreis. In die große Kammer, wo ich mit Sophien schlafe, wird ein drittes Bett gestellt — es ist viel Raum daselbst, und wenn die arme Berta erst ihren herben Schmerz etwas überwunden, wenn sie den hoffnungsvollen Blick für das Leben und die Zukunft wieder gefunden hat, dann wollen wir drei Mädchen vor dem Schlafengehen recht ordentlich zusammen plaudern und nach Umständen heiter sein. —

— Ich weiß jetzt, warum mir Sophie gar so gut ist. Sie sagte es selbst. Weil ich, wenn die Mutter mit ihr zürnt und hadert, ihr stets das Wort rede und sie — wenn sie Etwas versehen hat — entschuldige. Und Mutter kann mir nichts abschlagen. Wenn ich nur ein bittendes Wort sage, so antwortet sie schnell beruhigt: »Es ist schon gut, liebe Anna!« und da hat aller Groll ein Ende.

Dienstag den 30. September. Die neue

Cousine ist da! Sie wurde so herzlich empfangen, daß man es ihr ansah, wie wohl ihr unsre Theilnahme that, wie sie sofort Trost daraus schöpfte. — Ihre selige Mutter hatte doch noch die Freude vor ihrem Abscheiden unsern Brief zu erhalten. Sie segnete ihr Kind und uns in einem brünstigen Gebete und entschlummerte sanft.

Das junge Mädchen hat, obgleich sie keine außerordentliche Lebhaftigkeit zu besitzen scheint, in ihrer schrecklichen Lage eine seltene Charakterfestigkeit an den Tag gelegt. Nachdem sie ihre arme Mutter bestattet, die letzte Hand voll Erde auf ihren Sarg gestreut und alle andern Angelegenheiten mit beinahe männlicher Fassung geordnet hatte, hat sie sich ganz allein auf die Post gesetzt, und war Tag und Nacht gefahren, bis hierher. Unser Haus, sagte sie, war der einzige Hafen für sie in der Welt, den wollte sie schnell erreichen, zwischen ihm und dem Grabe ihrer Mutter hatte sie sonst keine Heimath.

Gott! Wie muß das schrecklich sein, vom Orte seiner Geburt, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Verwandte scheiden müssen und in ein fremdes Land, in eine fremde Stadt zu gehen, in einen Menschenkreis zu treten, dessen Gesinnung man noch gar nicht kennt.

Vaters Vorsorge bestätigte sich diesmal herrlich.

Das Reisegeld hat der armen Berta treffliche Dienste geleistet. Die ganze Verlassenschaft ward durch die langwierige Krankheit, die Begräbniskosten der Mutter aufgezehrt, so daß sie hätte ihre Habseligkeiten, ihre besten Kleider sogar verkaufen müssen, um zu uns zu gelangen, wenn das Geschenk' des Vaters nicht gekommen wäre.

— Es ist doch sehr gut, wenn man den Armen hilft, noch bevor man sie erst lange fragt, was ihnen fehlt. Sie sind einmal arm: das genügt, um unsre Theilnahme nicht nur herauszufordern, sondern auch zu rechtfertigen.

Die arme Berta kam ganz erschöpft an. Die lange Reise — der unendliche Schmerz — der ungewisse Blick in die Zukunft! Ach, ich weiß nicht, ob ich so reich an Liebe bin, um dem armen Mädchen dies Alles vergessen zu machen.

Ach, ich glaube, es gibt kein größeres Unglück, als Armuth! Verbrechen ist kein Unglück, sondern Schuld — freiwillige That!

Aber ich muß die neue Cousine doch jetzt auch beschreiben.

Wir nannten uns, wie sich das unter Verwandten versteht, sogleich »Du« — obgleich uns das Anfangs schwer ankam, da wir uns doch ganz fremd waren.

Und so muß ich auch aufrichtig sein.

Berta ist ein schönes Mädchen. Viel — viel hübscher als ich. Wenn sie erst wieder heiter ist und wieder für die Welt lebt und nicht für den Schmerz, der sie in letzter Zeit erschütterte und bemächtigte, wird man sie eine Schönheit nennen können.

Schlank wie eine Tanne ist ihr Wuchs. Sie ist eine hohe Blondine. Auf einem schönen Düsseldorfser Bilde ist die Lorelei dargestellt — so reizend, so verführerisch: das ist sie beinahe. Nur nicht so sinnig und schwärmerisch, so seelenvoll: aber das kann sie noch werden. — Jetzt ist das Mädchen ja noch eine Selavin, ein wehrloses Werkzeug des Grams, der Resignation, ein Ausdruck des ungeheuern Verlustes!

Ach, wenn aller Besitz, alle Liebe schwindet — wie soll man noch für das Leben leben und für das Schöne!? —

Mittwoch den 8. October. Nach und nach wird Berta schon heiterer, sie fühlt sich heimisch bei uns; wie sollte sie das auch nicht — kommen wir ihr doch Alle liebevoll entgegen! Ich habe mich schon ganz mit ihr befreundet und verständigt. Nur Eins verschwieg ich bisher, — daß ich — Wilhelm liebe, daß er mir gut ist. Wie könnte ich ihr auch dies Ge-

heimlich meiner Seele anvertrauen — dazu ist unsere Bekanntschaft doch zu neu.

Uebrigens findet auch Wilhelm Wohlgefallen an ihr und behandelt sie mit Auszeichnung. Das freut mich — sie soll auch einen Platz in seinem Herzen haben. Und sie ist recht vertrauensvoll gegen ihn.

In manchen Stunden kann sie recht heiter sein, und nur zuweilen fliegt ein düsterer Schatten der Erinnerung über ihr Antlitz, es ist der Gedanke an den Verlust des Theuersten, was sie besaß. —

Freitag den 10. October. Berta wird immer mittheilender gegen mich. Jetzt weiß ich auch, daß sie viel weniger unterrichtet ist, als ich. Ich sage dies nicht aus Hochmuth, sondern um mir eine Aufgabe zu stellen. Sie soll durch mich das Alles spielend einholen, was sie versäumt, und ich will nicht, daß sie Wilhelm gegenüber durch Unwissenheit in Verlegenheit gerathe. Sie ist doch meine Cousine, und es wäre selbstsüchtig, wollte ich in seinen Augen darin einen Vorzug vor ihr haben.

Bei ihrer Armuth fehlte es ihr an Unterricht, den ich freilich im reichen Maße genossen habe. Sie mußte schon von ihrem zehnten Jahre an der Mutter helfen ihren Lebensunterhalt zum Theil durch Sticken und Nähen zu verdienen. Für die Wissenschaften blieb ihr da freilich keine Zeit übrig und vollends

für die herrlichen Genüsse der schönen Literatur. Jetzt zeigt sie auch noch zu wenig poetische Empfänglichkeit; — als ich ihr Klopstocks Elegie vorlas, schien sie sie nur halb zu verstehen und auch nur halb zu empfinden. Freilich wurde das Gefühl für das Schöne und Erhabene nicht so frühzeitig bei ihr geweckt, wie bei mir. — Aber ich werde sie schon allmählig dahin bringen. Und dann muß ich mit etwas Leichterm anfangen, als mit Klopstock; die unge reimten Verse scheinen ihr durchaus nicht zuzusagen.

Dagegen aber hat sie ungemein viel Sinn für das Hauswesen, in Küche und Keller, bei der Wäsche und allen andern weiblichen Arbeiten zeigt sie außerordentlich viel Fleiß und Rührigkeit. Sie verspricht dereinst eine exemplarische Hausfrau zu werden. Eine solche ist, wie die Mutter sagt, für den Mann ein Schatz, auch ohne Vermögen.

Mich hat man von alle dem seit meiner Kindheit wegen meines schwächlichen Körpers fern gehalten; sonst würde ich mich dem mit gleicher Liebe unterzogen haben, denn die ersten und obersten Pflichten und Berufsgenüsse des Weibes werden doch immer und ewig im Hause wurzeln. Die in der Doffentlichkeit wirken und glänzen, sind doch immer nur Ausnahmen.

Vor dem Schlafengehen plaudern wir schon recht

heiter. Seltsam ist es, daß Sophie meiner Cousine nicht so von Herzen gewogen scheint, wie mir, und daß auch Verta nicht so mild und theilnehmend und so vertrauensvoll sich gegen das treue Mädchen benimmt, wie ich es gern sähe und selbst gern thue. Nicht daß etwa eine Mißstimmung zwischen Beiden herrschte — dazu liebe ich's nun und nimmer kommen; aber ich fühle heraus, was da fehlt.

Dienstag den 14. October. Verta muß tüchtig lernen, ich lasse keine Ruhe und halte ihr förmliche Vorlesungen. Ich habe mir zu diesem Zwecke aus der Geographie, der Geschichte und den Naturwissenschaften kurze, leichtfaßliche Auszüge und Uebersichten gemacht — so gut ich's natürlich konnte. — Wilhelm würde lachen, wenn er über meine Hefte käme oder einer Unterrichtsstunde des kleinen Professors beiwohnte.

Es fällt ihr freilich jetzt noch schwer — das späte Lernen; aber es wird schon leichter werden; ich darf nur die Geduld nicht verlieren und muß ihr Alles recht schmachhaft machen.

Lieber handthirt sie freilich immer wieder im Hauswesen herum, und meint, das sei ihre Erholung. Ich habe mir das umgekehrt gedacht. Nach der mechanischen, geistlosen Beschäftigung die Sabbatstille der Seele, wo sie in sich kehrt und aus sich heraus-

blickt. Sie beschwingt dann den matten, durch seine Schwere an die Erde gepressten Leib. —

Wilhelm scheint es gern zu sehen, daß ich mich mit Berta ernsthaft beschäftige, daß ich sie unterrichte. Er hat es doch schon wahrgenommen, daß sie einige Fortschritte gemacht hat. Er sah mich, als sie neulich eine an ihr ungewöhnliche Bemerkung machte, mit fast dankbaren Blicken an.

Wie froh, wie glücklich bin ich — wenn er mit mir zufrieden ist! —

Sonnabend den 18. October. Ich habe schon mehr Mal Berta gegenüber das Gespräch auf Wilhelm gebracht — sie war dabei einsilbig, selbst wenn ich seine Vorzüge rühmte und pries. Vielleicht interessiert er sie gar nicht. Das sollte mir leid thun; denn ich möchte, daß er Allen so gefiele wie mir, von Allen so hoch gestellt würde, wie ich ihn stelle. —

Ob ich ihr gestehe, daß ich ihn liebe? — Nein, das Geständniß muß ich in der Brust verschließen. Es würde mir unendlich wehe thun, wenn sie nicht dabei theilnehmend freudig aufsauchte. Sie ist gewiß nicht gefühllos für das Erhabene, Beseligende; aber sie kann es nur nicht so kund geben; ihr fehlt bis jezt noch der Ausdruck dafür. —

Montag den 20. October. Gestern hatte

ich einen Schrecken. Als ich Nachmittags in meine Stube trat, lag im Erker, dessen Fenster offen standen, ein zusammengefaltetes Blatt, worauf ich in zierlichen Schriftzügen folgendes Gedicht »an Anna« las:

»Einmal war ich schon geboren
Und der Himmel war mein Land,
Sterne waren meine Blumen,
Ich den Engeln anverwandt. —

Da vertief ein harter Spruch mich
Nieder in die Erdennacht,
Und ich hab' herab vom Himmel
Nur der Sehnsucht Schmerz gebracht. —

Doch, da sah' ich Dir in's Auge,
Stand entzückt und festgebannt,
Weil ich ja in Deinen Augen
Meinen Himmel wieder fand.«

Ich erröthete und zitterte, als ich diese Zeilen las: dieses Geständniß der Liebe, diese vergötternde Huldigung! Es ist nicht Wilhelms Handschrift. — Warum sollte er sich einer anderen, einer fremden Feder für die Ergüsse seines Herzens bedient haben? — Das ist mir ein Räthsel. — Und von wem Anderem könnte das Gedicht sein — wenn nicht von Wilhelm? — Und wie kam es in meine Stube? Ob Sophie vielleicht Etwas weiß. —

Vielleicht gilt es mir gar nicht. — Es ist zu

schmeichelhaft. Ich habe wohl gar nicht so schöne Augen. —

Es muß doch wohl von Wilhelm sein. Wer Anderes könnte sich so zart und schwärmerisch ausdrücken. — Das Alles liegt schon in seinen Blicken — diese sind die schönsten Gedichte. Besonders wenn er die Augen so sehnsuchtsvoll emporschlägt. —

Ich will das Gedicht verbergen und schweigen; er wird mir endlich schon selbst gestehen, daß es von ihm, und wird mir das Räthsel in Betreff der Handschrift lösen.

Wenn ich schweige, wird er glauben, daß ich es nicht erhalten habe und wird darnach fragen. Da soll er in eine liebenswürdige Verlegenheit gerathen.

Dienstag den 21. October. Das Gedicht will mir nicht aus dem Sinn; ich weiß es schon auswendig und muß es unaufhörlich leise für mich repetiren. —

Wilhelm und kein Anderer kann der Verfasser sein. Und doch schweigt er und keine Miene verräth, daß er eine Mittheilung darüber von mir erwarte.

Sollte er sich verstellen — der Heuchler! Das hätte ich ihm nicht zugetraut. Aber wer weiß, welsch' einen Plan er damit verbindet.

Ich grüble und zerbreche mir den Kopf. —

Sollte das Gedicht etwa an Berta sein und der Absender aus Unkenntniß den Namen verwechselt haben? — Nun, Berta ist schön und verdient es schon besungen zu werden. Sie hat reizende himmelblaue Augen.

Nein doch! Sie kennt hier keinen andern jungen Mann, als Trautmann, und seitdem sie bei uns ist, hat sie noch keine Gesellschaft besucht, um einen Anbeter finden zu können.

Auch würde sie es vermist und darnach gefragt haben! — So Etwas, das uns gehört, legt man nicht leichtsinnig einer Anderen in die Stube.

Für mich ist es ein Schatz! —

Es gehört doch wohl mir und — Wilhelm ist der Dichter. —

Sonntag den 25. October. Wilhelm ist noch immer schweigsam. Ich habe schon verschiedene leise Andeutungen gewagt, aber er versteht mich nicht, oder er will mich nicht verstehen.

Ich habe mir nun eine kleine Kriegslist ausgedacht: Ich schreibe das Gedicht ab, zeige es ihm, sage, ich hätte es auf einem Makulaturblatte gefunden, und frage, ob er nicht wisse, von welchem Dichter es sei.

Da muß er beichten und die Verlegenheit ist an ihm; er wird sich nicht länger verstellen. —

Dieser Handstreich wird gleich morgen ausgeführt. —

— Jetzt ist es schon über einen Monat — noch länger — daß mich Wilhelm im Marienwäldchen geküßt hat. Seitdem waren wir nicht wieder dort. Der schöne grüne Hain wird sich seitdem auch verändert haben: kahle Bäume, gelbes, fahles Laub, Nebeldünste. —

Man soll genossene Freuden nicht in die Wirklichkeit gewaltsam heraufbeschwören wollen. Nur in der Erinnerung bleiben sie schön und ewig jung und frisch.

Montag den 27. October. Es war nichts. Das Räthsel ist geblieben. Es ist unmöglich, daß er sich so verstellen könnte, so verstellen wollte!

Er las das Gedicht, ohne eine Miene zu verziehen — während mir das Herz gewaltig schlug, und stellte mir es zurück, indem er kalt und ruhig sagte: »Ich kenne es nicht.«

Meine Aufregung, meine glühende Spannung wahrte er gar nicht. —

— Ach! So müssen wir es denn der Vergessenheit weihen. — Warum aber an Anna? An welche Anna? Und wie in meiner Stube?

Das sind Fragen, die ich schon hundert Mal gestellt und so thöricht bin, noch hier zu wiederholen.

Ich will Original und Abschrift verbergen, daß sie mir nicht wieder unter die Augen kommen. Aus dem Gedächtniß vertilgen kann ich die Verse freilich nicht. Aber ich will mir Mühe geben, nicht mehr daran zu denken! —

Dienstag den 4. November. Heut' ging Berta auf den Ball; eine mit der Rectorin befreundete Familie hat sie eingeladen, auch Wilhelm geht mit. Es ist zum ersten Male, daß die gute Berta an einem öffentlichen Vergnügen Theil nimmt. Die Mutter selbst meinte, es wäre Schade, wenn so ein hübsches Mädchen in der Einsamkeit begraben würde. — Sie sagte es der Rectorin — ich hörte es in der Nebenstube. Einen kleinen Seufzer hat mir diese Bemerkung doch ausgepreßt — um mich ist's nicht Schade!!

Aber wie könnte ich der Guten ein Vergnügen mißgönnen, an dem ich selbst nicht Theil nehmen kann? Es wäre auch vielleicht nichts für mich, für meinen häuslichen, schüchternen Sinn. Wie ängstlich und unbeholfen würde ich mich in diesen glänzenden Räumen, zwischen den vielen Menschen gebarden, wie mich nach Hause sehnen! — Wilhelm möchte ich freilich gern tanzen sehen. Er sieht so schön, so stattlich aus im Ballanzug. — Berta wird

mit ihm tanzen; drei Tänze sogar. Das glückliche Mädchen!

Ist das nicht Neid? Nein — eine thörichte Sehnsucht, ein Verlangen, das einmal nicht zu stillen ist. Ich bin recht ungenügsam, recht undankbar gegen das Geschick. — Und habe doch so Viel und nenne mich sonst so reich!

Ein Ball muß freilich etwas Herrliches sein, zumal hier in der Residenz. Zu Hause auf dem Gute hatten wir einmal, als ich noch klein war und die Nachbarschaft die Mutter besuchte, ein Tanzfränzchen — das war sehr hübsch, muß aber mit der Pracht und dem Glanze hier, wie mir das geschildert worden, keinen Vergleich aushalten können.

Zusehen möchte ich freilich — ungesehen. Ob mir dann das Herz nicht etwa schwer würde?! Sophie hat mir einen großen »Harmonieball« beschrieben, dem sie vom Orchester aus mit der Frau eines Musikers im vorigen Jahre zusehen hat. Sie hatte nicht Worte und Bilder genug, um den Feenglanz zu schildern. —

Was denk' ich lange darüber nach!?! Etwas weh hat es mir freilich gethan, als ich so allein zu Hause bleiben mußte. — Aber ich will mir hier in meiner Stube auch einen Ball arrangiren. Vater schenkte mir gestern zwei Drangenbäume in Kübeln, sie stehen

in meinem Erker und sind mit goldenen Früchten und duftigen Blüten dicht bedeckt — und zwischen ihnen Blumenstöcke über Blumenstöcke. Es ist hier wie eine Feenlaube, ein kleines Stück Paradies — ich nenn' es meinen Wintergarten. Da will ich eine Anzahl Lichter dazwischen stellen und mir einen Feentempel bauen, während von draußen die Schneeflocken an die Scheiben fliegen und daran zu Thränen werden.

Und hier unter der südlichen Vegetation, mitten im zauberhaften Frühling blättrte ich in meinem Tagebuche, schreibe weiter, lese. Wenn die Eltern erst zu Bette sind, ruf' ich mir Sophien herein, die muß mit mir im Drangenhaine schwelgen. — —

— Jetzt werden wohl die zwei ersten Tänze vorüber sein, die Wilhelm mit Berta zu tanzen hatte.

Schön — zum Verliebten prächtig sah das Mädchen aus in dem himmelblauen Atlaskleide, das ihr der Vater für diesen Ball gekauft hat. — Wenn die stolze Gestalt so im Tanze »dahinwirbeln« wird durch den weiten, glänzend erhellten Saal, da werden ihr bewundernd gewiß sehr viele Blicke folgen. — Aber auch Wilhelm; denn ohne Zweifel ist er ein sehr guter Tänzer. Jede Bewegung bei ihm ist voll Anstand und Anmuth. —

Doch jetzt will ich schließen und Sophien rufen

und mit ihr plaudern. So lange ich allein bin, summt es mir immer im Kopfe, als hörte ich die Tanzmusik bis hierher, und der — närrische Ball will mir nicht aus dem Sinn. — Ich bin auch recht begehrllich.

Mittwoch den 5. November. Ich ging erst um ein Uhr mit Sophien zu Bette, aber wir plauderten wenigstens noch zwei Stunden und warteten auf Berta. — Sophie erzählte allerlei tolles Zeug, um mich heiter zu machen, damit ich nur nicht mehr an den Ball dachte. Sie meinte, Wilhelm hätte nicht gehen, er hätte mir zu Liebe auch zu Hause bleiben müssen.

Das sehe ich nicht ein. War ja der Vater ganz damit einverstanden, daß er die Rectorin und Berta begleite, die Letztere als ihr Tänzer. —

Sophie meinte, ich sollte der Liebe nicht zu sehr nachhängen, damit — wie sie sich ausdrückte — mir das Herz mit dem Kopf nicht davon laufe. Ich würde das erfahren. — Habe ich ihr doch von meiner Liebe gar nichts gestanden! — Sie spricht seltsames Zeug durch einander. Ich will sie gar nicht fragen: das könnte zu Erörterungen führen und ich könnte mich verrathen. —

Unsere Nachtschwärmer kamen erst nach drei Uhr nach Hause. Sie machten so wenig Geräusch als

möglich. Auf dem Corridor wechselten Wilhelm und Berta noch einige Worte, dann trat sie sachte ein, weil sie glaubte, wir würden schon schlafen.

Wir bestürmten sie sofort mit Fragen. Aber sie entkleidete sich mit Sophiens Hilfe, die aus dem Bette gestiegen war, so rasch als möglich, und sprang in ihr Lager, indem sie sagte: »Es war göttlich — ich habe keinen Tanz ausgesetzt. Aber ich bin todesmüde; laßt mich schlafen — ich will Euch das morgen erzählen.« — Sie zog auch die Decke über den Kopf und es war weiter kein Wort aus ihr herauszubringen; das verdroß uns — aber was konnten wir weiter thun? Wir mußten nun auch schlafen und unsere Neugierde zügeln.

Mittwoch den 5. November. Erst heut' nach Tische brachte ich Berta zum Sprechen; aber sie befriedigte meine Neugierde nur wenig, sie redete so zerstreut und gleichgiltig von dem Abend, den ich mir so feenhaft vorgestellt und ausgemalt. Das liegt zum Theil auch an ihrer wenig lebendigen Darstellungsweise, sie faßt gewiß warm und poetisch, wie ich, auf, nur vermag sie es nicht wieder so zu äußern.

Auch Wilhelm war heut' schweigsamer und verschlossener als sonst. Die durchschwärmte Nacht mag Beide angegriffen und ermattet haben. Zudem mußte

er heut' früh in die Schule und hatte nicht ausgeschlafen, eben so wenig wie Berta, die es sich nicht wehren ließ, zugleich mit mir um sieben Uhr aufzustehen, nachdem sie also kaum drei Stunden geruht hatte. Und Wilhelm hatte noch vom Rector eine dringende Arbeit erhalten, die er während der Mittagsstunde vollenden mußte.

Mir schien es manchmal, als ob Wilhelm und Berta verstohlen seltsame Blicke wechselten. Sollten sie auf dem Ballé irgend einen Zwiespalt gehabt haben? Vielleicht wegen eines Tanzes, den sie ihm zugesagt und einem Andern gewährt. Deshalb, sagte man mir, entstehen auf Bällen häufig Zerwürfnisse. Aber das könnte sie mir ja sagen; ich wollte sie schon versöhnen, denn zu diesem Geschäfte bin ich bekanntlich wie geboren.

Donnerstag den 6. November. Berta schweigt noch immer und ist wie in sich gefehrt. Es ist wie eine schwüle Luft in ihrer Nähe. Sie ist nicht heiter, nicht traurig. Es ist — scheint mir — so wie meine frühere Krankheit, was sie beschleicht. Und doch nicht ganz so.

Ein Mal wird sie doch sprechen. Ich habe nicht die Art Jemandem seine Geheimnisse abzupressen. Aufrichtiger könnte sie sein; sie ist weit verschlossener, als ich. Fühl' ich einen Himmel in meiner Brust,

so möchte ich gern damit meine ganze Umgebung malen. — Dies Verschllossenheit taugt nichts; es verdüstert. Ich habe es an mir erfahren. —

Aber, habe ich denn auch Alles, Alles gestanden? Das ist freilich etwas ganz Anderes, ein großes Geheimniß. Was sie drückt, wird nichts als eine Verstimmung, vielleicht die Folge eines Wortwechsels sein. — Und dann konnte sie doch errathen, daß ich liebe. Wenn ich von Wilhelm spreche, reißt mich die Begeisterung hin, daß ich alle Klugheit vergesse. — Vor den Eltern nehme ich mich natürlich in Acht! —

Sonnabend den 8. November. Der arme Wilhelm ist mit Arbeiten so sehr überhäuft, daß man seiner kaum habhaft werden kann. Kaum die Zeit zum Essen gönnt er sich und eilt wieder auf sein Zimmer oder in die Schule. Den Adolf will er dabei auch nicht vernachlässigen, da ist er zu gewissenhaft. — Diese unablässige Mühe hat ihm viel von seiner früheren Heiterkeit geraubt, — auch zerstreut scheint er. Nicht, daß er mich gerade meidet; aber er scheint es schmerzhaft zu fühlen, daß er mir nicht wie sonst so manche schöne Stunde weihen kann. —

Das waren selige Momente, da wir in den Dichtern schwelgten!

Ich hielt gleichen Schritt mit ihm; bei Verta

ist das nicht so, die vermag mir nicht zu folgen. Vollends jetzt — obgleich sie öfter lieft. In der Regel aber legt sie das Buch weg, wenn ich dazu komme.

Gestern schien es mir sogar, als hätte sie geweint. Weshalb? Gefällt es ihr bei uns nicht? Hat sie vielleicht das Heimweh nach ihrer Vaterstadt, nach dem Kirchhof, wo ihre Mutter schlummert? Die Arme! Wenn ich das wüßte, würde ich ihr weniger durch Fragen, ob sie was wünsche oder entbehre, beschwerlich fallen. Denn das heißt den Schmerz reizen. Man kann durch übertriebene Besorgniß oder Theilnahme auch lästig werden.

Sonntag den 9. November. Heut' fragte ich Berta gerade heraus, nach jenem Balle, und daß sie mir verändert scheine seitdem, und ob sie sich vielleicht mit Wilhelm veruneinigt hätte und was vorgefallen sei. Sie erröthete und sagte lebhaft: »Nein — nein — gewiß nicht.«

Da sie stets wahrhaftig ist, so habe ich ihr auch sofort Glauben geschenkt. Sie vermied es aber deutlich, von diesem Thema weiter zu sprechen.

— Ein seltsames Mädchen, ganz anders als ich — gar so verschlossen. Aber sie ist in allem Uebrigen so gut, so fromm, so treu, daß ich sie oft bewundere und ihr nachsehere. —

Deffen will Sophie freilich nicht Wort haben. Sie sagt, ich sei besser — ich hätte den Honig nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen, oder umgekehrt. — Aber die schmeichelt mir stets, darauf kann man sich nicht verlassen.

Dienstag den 11. November. Die Leute werden wir immer räthselhafter. Heut' peinigete mich sogar Sophie. Als sie mit mir allein auf meiner Stube war, äußerte sie mit sehr wichtiger Miene: »In einigen Tagen habe ich Ihnen Etwas von Bedeutung zu sagen. Jetzt darf ich noch nicht!«

Ich drang in sie, nicht die Geheimnißvolle zu spielen und mir nicht Unruhe zu machen. »Nein,« entgegnete sie, »jetzt wäre es vorzeitig und könnte uns Beiden zum Unheil dienen.«

Erst als sie mir betheuerte, daß es weder Vater noch Mutter betreffe, beruhigte ich mich. — Man soll nicht neugierig sein — ich muß mich beherrschen. —

Abends kam ich doch wieder darauf zurück. Sie schüttelte verneinend das Haupt. — Es ist dies wirklich ein unerquicklicher Zustand. Ich gehe da mit Leuten um, die thun als verstünden sie einander nicht, als redete Jedes eine andere Sprache. — Da aber Vater und Mutter so klar und unbefangen sind, da sie fast noch freundlicher, als sonst, sich gegen mich

beweisen, so tröste ich mich und denke, es kann kein Unglück im Hintergrunde lauern.

Mittwoch den 12. November. Heut' war die Rectorin da, und sprach sehr Viel von einem jungen reichen Kaufmannssohne, der auf dem Ball mit Berta mehrmals getanzet und ihr den Hof gemacht haben soll. Sie rühmte seinen Charakter und seine Verhältnisse. — Duport heißt er. Nach der Beschreibung kenne ich ihn vielleicht. Er ist ein sehr hübscher Mann. — Berta hörte das fast theilnahmlös, als man sie aber mit der »Eroberung« neckte, flüchtete sie aus der Stube — weil zufällig Wilhelm dabei war.

Sollte Berta's verschlossenes Wesen seit dem Balle her mit diesem Umstand zusammenhängen? Vielleicht hat auch ihr der Kaufmann gefallen, und weil sie arm ist: daher ihre Trauer, ihre Mißstimmung.

Dahinter muß ich kommen; aber auf eine discrete Weise. Warum sie nur ihr Herz nicht vor mir aufgeschlossen hat? Ich hege gewiß Theilnahme für sie und habe auch Trost bereit. —

Wenn sie verliebt ist in den jungen Mann? Dann äußert sich aber die Liebe wesentlich anders, als bei mir. Daher aber auch ihre Spannung gegen Wilhelm, ihre Besonnenheit ihm gegenüber —;

weil er ihr Geheimniß errathen hat. Oft meidet sie absichtlich seine Blicke.

Vielleicht ist so der Schlüssel des Räthsels gefunden.

Sonnabend den 15. November. Sophie schweigt noch immer. Es wird von keiner großen Bedeutung sein, meine ich — sonst hätte sie schon gesprochen. Allenfalls weiß sie Etwas mehr von Berta. Nun, das Alles muß binnen Kurzem an den Tag kommen.

Die Rectorin fragte so beiläufig an, ob sie den jungen Kaufmann bei uns einführen dürfe. Man sagte nicht Ja und nicht Nein. Berta schien sichtbar zu erschrecken vor dieser Nachricht.

Es wird mir immer wahrscheinlicher, daß Etwas an der Sache sei; nun, das Mädchen ist so schweigsam und verschlossen, daß es mich beinahe verdrießen könnte.

Ich sprach mit Sophien davon; die meinte, sie habe darüber ihre eigenen Gedanken — und die nächste Zukunft würde das Alles aufklären.

Auch die gefällt sich in Räthseln.

Wilhelm aber ist ernst, sehr ernst. Nur manchmal drückt er mir flüchtig die Hand und sieht mir kaum Rede. Der Arme mag den Kopf recht voll haben. —

Montag den 17. November. Heut, als ich plöglich in die Stube trat, überraschte ich Berta. Sie hatte ein Blatt in der Hand, das zerdrückte sie rasch und verbarg es im Busen. Ich fragte darnach, sie erröthete, und als ich ihr drohte, es mit Gewalt zu nehmen, da entfloß sie aus dem Zimmer, wahrscheinlich, um das Papier zu vernichten oder zu verbergen.

Sie hat ein Geheimniß — das ist nun ausgemacht. Ich dachte, es sei ein Liebesbrief. Als ich aber auf den Tisch sah, woran Berta gefessen, fand ich ein Buch über deutsche Metrik aufgeschlagen. Nun hatte ich den Schlüssel zu einem Theil des Räthsels.

Das Mädchen macht Gedichte, oder versucht sich vielmehr erst darin. Und das will sie vor mir verbergen. Nun das ist verzeihlich; obgleich es doch kein Vergehen ist, dessen sie sich vor mir zu schämen hätte. Ich habe ihr all' meine Reimereien gezeigt. Sie darf doch nicht befürchten, daß ich sie verspotten würde, wenn ihre Versuche nicht gelungen sind! —

— Da habe ich ihr also doch Unrecht gethan, als ich sie für poetisch unbefähigt hielt.

Lesen möchte ich ihre Herzens- und Geistesergießungen doch, denn ich habe gewissermaßen durch meinen Unterricht, meine Anregung Theil daran und

zwei Jahren ausstudirt haben, aber zu stolz sein, um nach einem Amt zu trachten. Er kann sich nicht fügen und sünden, sagt man; er glaubt, man müsse ihn suchen. — Wenn doch alle Menschen den Grundsatz hätten einander zuvorzukommen, da begegneten sie Einer dem Andern auf dem halben Wege und das könnte Keinem schwer fallen. — Auch einen reichen Dankel hat er, mit dem aber lebt er in Unfrieden. Er sollte Advokat werden und das mochte er nicht. Er hat ein paar mathematische Bücher geschrieben — und davon lebt er.

— Er ist aber gewiß ein guter Mensch; nur kann er sich in seinem Wesen vielleicht den Menschen nicht so mittheilen, wie Andere, und sie verstehen ihn nicht. Das ist aber ein Unglück! — Und ich glaube, es liebt ihn Niemand.

— Mir aber gefällt er gerade, weil er leidend scheint.

— Eins ist sicher: er hat den häßlichsten Hund in der Stadt — ein abscheuliches Thier, das noch dazu bissig scheint. Und diesen Hund gerade scheint er zu lieben. Das ist sehr brav von ihm. Ein Anderer hätte das arme Thier getödtet, oder würde es mißhandeln, weil es so häßlich ist. Aber was können die armen Geschöpfe für ihre Mißgestalt. Es ist traurig, daß man an ihren innern Werth

Nichts als Bilder und Worte und ein Ringen nach Gefühlsausdrücken! Und das Alles hat mich damals doch stolz und glücklich gemacht.

Es war meine poetische Kinderzeit, da tändelte ich recht harmlos mit Blumen und Sonnenstrahlen. Wenn ich jetzt ein Gedicht niederschreiben will, ist mir's immer, als müßte ein Schmerz in meiner Seele auftauchen und in das zu Gebende überfließen. »Die echte Poesie ist ein Kind des Schmerzes,« las ich irgendwo — und doch erfreut sie so wunderbar.

Ja, der Schmerz ist Poesie des Lebens! Erst jenseits wird und muß es eine Poesie ohne Schmerzen geben. Jeder Blumentod ist eine Tragödie im Kleinen, jedes von unserm Fußtritt unbeachtet zertretene Würmchen. — In einer schönern Welt werden die Blumen ewig blühen und die Liebe wird immer jung bleiben.

Hier besteht das Schöne nur durch Gegensätze. Ein Licht ohne Schatten —: das ist wohl das Gottesauge, das leuchtet nicht vom Verbrennen. — — —

Ich bin heute ganz poetisch geworden und werde mich nicht hineinstimmen können, wenn Sophie mit mir beim Auskleiden allerlei Alltägliches plaudern wird.

Berta schläft in der Regel schon fest, wenn ich zu Bette gehe. Wir sprechen dann leise, um sie

nicht zu wecken und ich legte mich deshalb, um ungestört sprechen und lachen zu können, an Sophiens Seite. Ein paar Mal übermannte mich der Schlaf, und ich erwachte in ihrem Bette.

Berta wunderte sich darüber und meinte, warum ich das thäte; die Mutter würde dies unschicklich finden, wenn sie es erführe.

Berta ist der Sophie gar nicht gut. Warum? Das Mädchen ist doch so herzlich, so treu, so hübsch, so reinlich — nur die höhere Bildung fehlt ihr, um ganz unser Gleiches zu sein!

Sonnabend den 22. November. Gestern hatte ich einen großen Schrecken! Ich begegnete Wilhelm im Dunkeln auf dem Gange. Ich hatte einige Fragen an ihn zu richten, er nahm meine Hand, küßte sie und ich schmiegte mich unwillkürlich an ihn. Noch hatte er mir nicht geantwortet, da öffnete sich die Thüre, der Vater trat heraus und das volle Licht aus der hellerleuchteten Stube traf uns.

»Ei, ei!« rief der Vater, als wir auseinanderstoben, lachend, »Schwester Anna läßt sich hier im Finstern von Trautmann die Cour machen.«

»Nein, nein, das ist nicht wahr,« sagte ich und entfloß beschämt auf meine Stube. —

Während des ganzen Abendessens fixirte mich der

Vater lächelnd und schien auch der Mutter verstohlen zuzuwinken, so daß ich eine große Seelenangst auszustehen hatte. Ich fürchtete immer, Vater würde davon sprechen und seine Neckerei mit mir treiben. Am meisten hätte mich das, ich weiß nicht warum, vor Berta in Verlegenheit gesetzt. — Vielleicht weil ich ihr noch nichts von meiner Liebe zu Wilhelm gestanden und weil auch sie in diesem Punkte so verschlossen ist. — Sie hat des jungen Kaufmanns, ihres Anbeters, auch nicht mit einer Silbe seitdem erwähnt. Die Liebe muß tief, sehr tief sein, sonst wär' sie nicht so verschwiegen.

— Sonderbar und betrübt zugleich. Seit Berta im Hause und Wilhelm so übermäßig beschäftigt ist, haben auch die glücklichen, traulichen Stunden aufgehört, die ich an seiner Seite, lesend, sprechend, scherzend zubrachte. Ich hatte gedacht, das würde immer so währen und noch schöner werden. Wenn Berta auch keine Störung in unsern Kreis gebracht — Gott bewahre, wir lieben sie Alle und sie fällt uns nicht etwa zur Last! — so hat sie ihn doch wesentlich verändert.

Und Wilhelm mag sich vor ihr wohl geniren, daß er mit mir nicht so unbefangen mehr scherzt und plaudert und — kost. — Kost — habe ich gesagt: nun, das war es doch auch, wenn ich an seine Küsse

denke, zu denen ich doch gar keine Veranlassung gegeben.

Er ist in ihrer Gegenwart stets so zurückhaltend und beklommen. Die beiden guten Herzen scheinen einander nicht zu verstehen. Es fehlt der Einklang. O, all' meine Empfindungen passen besser zu den feinigsten! —

Sonntag den 23. November. O, wo nehme ich Worte her, um alle die Wonnen, alle die Seligkeiten zu schildern, die mein kleines Herz erfüllen und es zu sprengen drohen! Ich bin ein Lieblingeskind des allgütigen Vaters im Himmel; er hat mich so unendlich glücklich gemacht!

Ich bin Wilhelms Braut, sein Verlobungsfuß brennt noch auf meinen Lippen und der Segen der guten Eltern weht wie der heilige Geist um meine Schläfe! —

Wilhelm mein! Ich kann sie nicht ausdenken, die Wonne dieses Gedankens. Alles in mir ist Jubel und Dankgebet. O wenn ich nur nicht erliege unter der Last all' dieser Gefühle, dieser wonnigen Schwärmereien, in denen ich in seinen Augen, in Sternen, in Purpurwolken und Rosenhainen schwelge.

Er ist mein — ich bin sein! —

Wo werde ich heut' Rast, wo Ruhe finden?
Welch' ein sonniges Dasein, welch' ein Campaner-

thal der Zukunft liegt vor mir! Es waren die seligsten Thränen, die ich je vergossen, und als ich zu mir kam, war mein erster Gedanke ein Gebet. —

Ach, ich werde das Alles nur verworren, unzusammenhängend erzählen können. Wir saßen bei Tische — ich war auf die kommende Ueberraschung nicht im Entferntesten gefaßt, da nahm der Vater meine und Wilhelm's Hand und sagte in einem besonders feierlichen Tone: »Meine Kinder! Ich habe Eure stille Liebe erkannt, mein Herz hat Wohlgefallen daran gefunden. Ich glaube, Ihr seid einander werth, und so nenne ich Euch Braut und Bräutigam! Trautmann, Sie vermögen schon jetzt eine Frau zu ernähren — Anna erhält nebst ihrer Ausstattung hier ein Capital von achttausend Thalern in Staatspapieren, als Heirathsgut, worüber sie unbedingt verfügen kann; auch nach unserm Tode ist für Euch gesorgt. Und jetzt umarmt Euch und empfängt meinen Segen.«

Ich schrie laut auf, die Mutter weinte, Wilhelm erbleichte und schwankte — so mächtig war seine Ueberraschung. Ich warf mich erst selig weinend den Eltern an die Brust, dann schloß mich Wilhelm in seine Arme und küßte mich. Berta, die laut weinte, umarmte mich heftig und entfloß aus der Stube —

sie wollte gewiß Sophien und die andern Leute im Hause von dem großen Ereigniß in Kenntniß setzen.

Der Vater trank das erste Glas auf unser Wohl. Es kam jetzt ein Moment der Erschöpfung und des Schweigens über uns nach der gewaltigen Erschütterung. Wir blieben geraume Zeit stumm, ganz unfern Empfindungen hingegeben. — Und Wilhelm, auf den ich durch Thränen lächelnd, mit brennenden Wangen, die Blicke heftete — : ihm leuchtete eine wehmüthige Seligkeit in den Augen!

So habe ich mir den Moment gedacht, wenn er kommen würde: den Geliebten nicht beredt, nicht laut und wortreich in seinem Liebesgeständniß, sondern ernst und schweigsam.

Der sinnige Adolf plünderte alle Blumenvasen in meinem Erker und streute sie zu unsern Füßen nieder. —

Und dann, als wir wieder Worte fanden, geordnete Worte, unsre Empfindungen auszutauschen, als die Eltern einzelner Züge unserer stummen Neigung erwähnten, die sie belauscht, welche Seligkeit durchwallte uns! —

Nur Berta, die arme Berta blieb verschwunden. Sie war auf ihre Stube gegangen, sie klagte über Kopfschmerzen und ließ sich entschuldigen.

Jetzt kenne ich ihr Leiden ganz. Unser Glück,

das plötzliche große Glück mußte sie tief betrüben, ihr das Herz zerreißen. Sie liebt gewiß hoffnungslos, das arme Mädchen den reichen Kaufmann. Und sie schweigt —; desto tiefer sitzt der Schmerz.

O könnte ich ihr die Hälfte, zwei Drittheile meines Glückes schenken, mir bliebe noch immer genug an Seligkeit! —

Ich hätte nicht geglaubt, daß Wonne einen Mann so erschüttern könne, wie ich es sichtbar an Wilhelm gewahre. — Ja, die Männer sind dafür gewiß im Schmerz kräftiger — uns beschwingt die Freude.

Als Sophie kam, um mir Glück zu wünschen, wollte sie mir die Hand küssen, ich aber fiel ihr um den Hals und küßte sie zärtlich wie eine Schwester. War doch sie die einzige Vertraute meiner Hoffnungen und Befürchtungen, meiner Schmerzen und Seligkeiten. —

Die Rectorin kam auch, um zu gratuliren. Schon hat sich die Kunde von meiner Verlobung in der Nachbarschaft verbreitet. Auch die edle liebe Hausfreundin ward durch des Vaters raschen Entschluß mächtig überrascht — sie wußte sich kaum zu fassen, daß dies so plötzlich geschehen.

Wenn erst die Glückwünsche alle vorüber, wenn ich meinen Verlobten allein habe —: ach! wie unendlich viel habe ich ihm zu sagen. Wir saßen den

Abend schweigend neben einander, Hand in Hand — durch unsre Seelen zog mildes Sabbathgeläute. Wir ließen die Andern sprechen und die Unterhaltung tragen — unsere Seelen flossen wechselseitig in einander und fanden einen prangenden Frühlingsgarten je in des Andern Brust.

O Gott, wie glücklich machst Du Deine Geschöpfe, die Dir in Demuth, in Ergebenheit und Treue dienen! —

Der Frieden und das Glück aber soll auch in Berta's, in der armen Berta Brust einziehen. Das gelobe ich mir hier feierlich! Ist der Vater doch reich genug, um auch ihr eine schöne Zukunft zu gründen.

Ich muß erst die Rectorin ausforschen über Berta — die weiß gewiß mehr; denn das Mädchen verharret vielleicht in ihrer Schweigsamkeit, trotzdem daß sich diesmal ihr Herz offenbar verrathen. — Und — ihr Herz könnte brechen darüber.

— Aber ich ermatte — ich kann nicht weiter schreiben, die Augen glühen mir. Die Hände zittern. Wilhelm hat mir in Gegenwart der Eltern mit einem feurigen Kusse gute Nacht gesagt. —

Ich will schlafen gehen. Schlafen? Nur zur Ruhe. Ich muß noch mit Sophien plaudern — vielleicht mit Berta. Vielleicht hat der Schmerz den

Niegel ihres Herzens gesprengt und sie erleichtert ihre Last durch ein trauliches Geständniß. —

Montag den 24. November. Kein Auge zugehan! Als ich in die Schlafkammer trat, schlief Berta schon, oder stellte sich wenigstens so. Sie hatte verweinte Augen, die Arme; ich küßte sie leise, entkleidete mich rasch und sprang in Sophiens Bett. Der flüsterte ich Alles zu, was ich empfand. — Wir schwagten die ganze Nacht hindurch. Ich fragte sie nunmehr auch nach ihrer versprochenen Mithellung. Sie sagte: »Nun ist das Alles anders geworden und schon vorbei. Ich kann nichts mehr sagen; ich war im Irthum. Ich hätte Unheil angeordnet, wenn ich gesprochen hätte.«

— Ich drang nicht weiter in sie; was sollte ich mir den Kopf zerbrechen über ein Geheimniß, das weiter keine Wichtigkeit mehr für mich haben mochte! Das Wichtigste meines Daseins ist ja vollbracht. —

Gegen Morgen versuchte ich endlich zu schlafen. Vergebliche Mühe! Ich dachte nur an Wilhelm und nannte ihn leise mit tausend süßen Worten.

Jetzt kenn' ich der Liebe Seligkeit, jetzt habe ich aus ihrem unerschöpflichen Duell gekostet! Er wird mir noch strömen — bis zum Grabesrand!

Dienstag den 25. November. O brich mein Herz! Alles verloren, versunken, gestorben. —

Er liebt mich nicht! — Berta — —!

Die Thränen verwischen meine Schriftzüge —
o! könnt' ich in ihnen mein Dasein ausströmen. Es
ist Alles vorüber, nur der große, gewaltige Schmerz,
zu mächtig für meine Mädchenbrust, ist geblieben!

Er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt. Es
war nur ein gutmüthiges Spiel des Wohlwollens
und der Freundschaft, was ich für Liebe hielt. Mit-
leid — mit der armen Unschönen, Entstellten!

Das habe ich nicht verschuldet! —

Er liebt sie, liebt sie bis zum Sterben und —
wollte sich opfern, opfern aus Dankbarkeit, aus
Schonung für mich! — Darf ich ihn deshalb an-
klagen, weil die Flamme nicht sein Inneres ent-
zündete, wie das meinige?

Und ich ahnte nichts — ich war mit Blindheit
geschlagen, baute mir selbst ein Märchen und glaubte
daran.

O, jetzt wird mir Alles klar: ihre Verschlossen-
heit, ihr Schweigen; sein Erblichen bei der Ver-
lobung, ihre Thränen!

O, was müssen auch sie gelitten haben! Und
Sophie ahnte gewiß Etwas: das wollte sie mit ihren
Andeutungen, mit ihren räthselhaften Worten. Hätte
sie doch früher gesprochen —: jetzt, wo der Abgrund
aufgethan, ist es zu spät.

Mein barmherziger Gott, ich verlangte zuviel des Glückes — und war doch schon glücklich genug in der Liebe meiner Eltern, meines Bruders.

Ach, ohne seine Liebe kein Glück! Mein ganzer Himmel zertrümmert, rings um mich Nacht. — Wer jetzt sterben könnte, verstiegen wie diese Thräne, die von meiner Wange rollt! —

Ja sterben! Sie würden mich beweinen, meinen Hügel schmücken, mir ein liebendes Angedenken wahren — und wären beglückt in ihrem ungestörten Besitze.

Und vielleicht kann ich noch beglücken!? — Barmherziger Himmel, gib mir nur Muth und Kraft zu einer That, einer That der Nothwendigkeit und — dann laß mich sterben!

Ich will alle Blumen aus meinem Lebensgarten reißen und sie ihnen streuen — und dann soll das Herz ausschlagen tief unter der Erde. Ich verlange nur noch ein Grab. — —

Es war heut' Nachmittags vier Uhr, dicke Finsterniß herrschte auf dem Gange, ich trat aus Berta's Stube — da flog Wilhelm auf mich zu: »Hier! nehmen Sie!« sagte er mit bebender Stimme, drückte ein Blatt in meine Hand und verschwand.

Ich war erschreckt, eilte in mein Zimmer, machte Licht und las.

Es war ein Brief an Berta, die schrecklichste

Offenbarung des Räthfels, er hatte mich für Berta gehalten im Dunkeln. Das Billet war offen.

Er schrieb: »Einzig Geliebte meines Herzens! Unser Loos ist gefallen. Riesengroß und unabweisbar steht die Entfagung vor uns. Wovor ich zitterte, das ist geschehen: sie liebt mich und ich bin ihr Verlobter. Die Pflicht der Dankbarkeit fordert dieses Opfer. O Du weißt Alles, meine ewig geliebte Berta! Du kennst das blutige Ringen meines Herzens. Und Anna, die edle Anna, die ich verehere wie ein überirdisches Wesen, kann, darf ich sie verschmähen ohne ihr Dasein zu knicken? Sie muß an meine Liebe glauben: ihr den Wahn benehmen, hieße das arme, schwache Mädchen tödten! Ich werde sie verehren, achten, wie eine Heilige, aber Lieben werde ich nur Dich, Berta, und sollte es eine Sünde sein, die mich der ewigen Verdammniß überliefert. Sei stark, sei stark, mein Mädchen! Kein Wort, kein Blick verrathe den gewaltigen Seelenkampf in unserer Brust; tugendhaft wie sie, groß in der Entfagung müssen auch wir sein, um ihretwillen, um unfertwillen. — So legen wir denn unsre Kränze weinend hin, aber jenseits, Berta, unter seligen Geistern, stürzen wir liebesflammend einander an die Brust. O Berta, laß uns sterben, bald sterben, gemeinsam. Leb' wohl! Dein Wilhelm.«

— Ich las zitternd diese Zeilen — es rann mir eisig durch die Adern, bis zum Herzen; da brach ich ohnmächtig zusammen und lag lange bewußtlos auf dem Boden.

Als ich erwachte, da glühte es in meiner Stirne und funkelte wirr vor meinen Augen, und ein kalter Luftstrahl zuckte auf und nieder in meiner Brust. —

So muß es sein, wenn der Wahnsinn hereinbricht über den in all' seinen Hoffnungen und Träumen Vernichteten. —

Ich verriegelte die Thüre, warf mich im Finstern auf das Sopha und — endlich kamen Thränen, bittere Thränen, wie ich sie nie gekannt. —

Wie sollte ich bestehen, wie erscheinen, wie mich nicht verrathen? Der Kampf in meiner Brust mußte erst ausgekämpft sein, bevor ich einen Entschluß fassen konnte.

Ich wimmerte zu Gott empor in meinem namenlosen Schmerze, um Rath, Beistand, Kraft um — den Tod. —

Zum Glück waren die Eltern fortgegangen, und brachten den heutigen Abend in Gesellschaft zu. Als Wilhelm um sieben Uhr kam und nach mir fragte, ließ ich mich entschuldigen — ich schüzte Unwohlsein vor. Er war leicht beruhigt, er ging. Wie hätte ich mich jetzt, wie heut' vor ihm, vor ihr zeigen können?

Nur erst ein Theil des Schmerzes vorüber, der mir alle Besinnung raubt, damit ich nachdenken kann über das Nächste, Nothwendige.

Ich wollte zu Sophien stürzen, ihr weinend, schluchzend Alles gestehen, ach! ich bedurfte ja einer Seele, willig und fähig einen Theil dieser Last zu tragen. Aber nein — nichts unbedacht! Dort konnte ich Verta treffen. Nur heut' noch darf Niemand Etwas ahnen. — Morgen komme es, wie es wolle — und wäre es der Tod, er ist der mächtigste Vermittler, er vermöchte Alles auszugleichen; aber nur mein Tod, nicht ihr Tod!

Ich muß einen großen Entschluß fassen, sonst brechen drei Herzen; so bricht nur eins, das meinige: es ist besser so. —

Sie nennen mich Alle schwach, sie verwöhnten mich, sie gingen zu sanft mit mir um, als wär' ich gar so gebrechlicher Seele. O, ich bin stark im Schmerze: das will ich zeigen. — Ich will mich verstellen, will morgen heiter scheinen, will Riesenkräfte aufbieten, um es zu vollenden: will lügen, zum ersten Male lügen und über meine heiligsten Gefühle: dann mag ich brechen. Meine einzige Rettung liegt nur in dem Gedanken an den Tod! —

Der Arme! Er also wollte ein Opfer bringen, seine glühende Liebe mir zum Opfer, aus Schonung,

aus Mitleid. Nein, wenn es hier ein Opfer gibt, so habe ich's zu bringen.

Und Berta, arme Berta! die Du mir, ohne es zu wollen, meine Seligkeit gestohlen, Du schwiegst, ob auch das Herz Dir brechen wollte. — Ja Liebe ist mächtiger, als der Tod!

Ich habe mir, schwelgend in meinem Glücke, gelobt, daß auch der Frieden und das Glück einziehen sollte in Deine Brust — ich werde mein Wort einlösen! Dies schwöre ich beim Himmel! —

Wenn nur erst die Thränen nicht mehr fließen, wenn meine rothgeweinten Augen mich nicht verrathen! — Daß ich auch mit Berta in einer Stube schlafen muß! Heut' Nacht thäte es mir Noth, Sophien Alles zu sagen, mich auszuweinen an ihrer Brust. —

— Und jetzt sollte ich alle die Blätter vertilgen in meinem Tagebuche, worauf ich meiner Liebe Seligkeit, all' meine süßen Träumereien gezeichnet: sind sie doch nur Denkmale, Kreuze, welche Blumen auf eingesunkenen Gräbern! —

Nein! nein! Es war doch eine selige Zeit — wenn auch nur ein Wahn. —

O, wenn sich erst die Wehmuth sänftigend an meine Brust legt und mein Herz ausschlägt mit einem

Wehelaut, wie der letzte Seufzer einer Nachtigall.

— Nur ein sanfter Tod. —

Aber jetzt noch nicht, brich nicht, mein Herz! Erst muß ich's vollenden!

Und ich vollende es — ich bin gefaßt, ich werde es vollbringen; denn ich will stark sein. —

Jetzt weiß ich, was Leiden ist, jetzt ahne ich, was die Brust meines stillen Freundes gegenüber vielleicht drücken mag: ein tiefes Weh', das nur endet mit dem Leben. Dendete mein Weh' bald das Leben!

— Sophie erzählte mir heut' früh, wo ich es noch schwelgend in meinem seligen Wahn nicht achtete, daß gestern Abends der Doctor Eilring plötzlich verschwunden sei. Gerade am Tage meiner Verlobung. Er kündigte die Wohnung, bezahlte seine Rechnung, packte rasch seine Habseligkeiten und fuhr mit der Post ab. Wohin, warum so schnell, konnte Niemand erfahren.

Der Arme! So ist überall Unglück und Schmerz in der Welt ausgesäet, nur ich gewahrte es nicht vor den Blumen, die darüber wuchern und es verkleiden.

Jetzt würde mir Gottholds Erscheinung am Fenster eine wohlthätige sein — eine trostreiche. Die Nähe eines Unglücklichen würde mein Wehe lindern.

Welche furchtbare Einsamkeit gähnt mich an! — Aber ich werde sterben, bald sterben. Nur morgen erst muß ich triumphiren wie ein Held über meinen Schmerz, über mein Elend, das so riesengroß.

Es ist heut' der fünfundzwanzigste November. O wenn ich tausend Jahre lebte, ich würde dieses Tages nicht vergessen. Er breitet ein schwarzes Leichentuch über mein ganzes Leben, das vergangene und zukünftige. —

Zu Bette — zu Bette — vielleicht finde ich im Schlafe Kraft zu meinem morgigen Werke! —

Mittwoch den 26. November. Es ist vollbracht — der Vater im Himmel sei gepriesen! Sie sind gerettet, beglückt; ich habe meinen Schwur gelöst. Das schwere Werk ist herrlich gelungen, und ich —? Was kommt auf mich an! Ich werde untergehen, aber mit dem Bewußtsein, beglückt zu haben. Und dies ist ein göttliches Gefühl, das erhebt mich mitten in meinem ungeheuren Schmerze.

Ich gewältigte meine Aufregung bis wir insgesammt bei Tische saßen: Berta verfürzt und verweint, Wilhelm bleich und zerstreut. Drei Mal wollte ich beginnen — mir versagte der Athem — es wollte mir die Brust zersprengen; endlich aber erhob ich mich todesmuthig und sagte mit fester Stimme, ohne Schwanken und Zittern: »Meine geliebten Eltern!

Mein theurer Vater! Sie haben mich gestern Braut genannt und mir ein Heirathsgut gegeben, über welches ich unbedingt sollte verfügen können. Dies waren Ihre feierlichen Worte. Jetzt verfüge ich frei darüber und zwar zu Gunsten meiner lieben Cousine Berta. Nicht ich — sie sei Trautmanns Braut — sie werde seine Gattin! Beide lieben sich unaussprechlich, zum Sterben! Hier in diesem Briefe, den eine Verwechslung in meine Hände spielte, liegt der Beweis. — Wir Alle irrten eine kurze Frist; aber wenn wir beglücken, irren wir nicht! —« Ich warf mich nach diesen Worten an des Vaters Brust und flüsterte ihm leise in's Ohr: »Ich liebe Trautmann so eigentlich nicht!« — Dies war meine erste Lüge, aber der Himmel wird mir sie um des allgemeinen Besten willen verzeihen!

Jetzt erst brach ich zusammen und Thränen erstickten meine Stimme. Berta stürzte laut schluchzend zu meinen Füßen, Trautmann starrte bleich vor sich nieder und war keines Ausdrucks mächtig; die Mutter faltete die Hände und betrachtete mich verwundert, der Vater aber sah uns Drei der Reihe nach forschend an — es folgte eine schreckliche Pause, nur von Berta's Weinen unterbrochen, — dann erhob endlich der Vater seine Stimme und sagte feierlich: »Wenn es so ist, wie Du sagst, meine Anna,

dann soll der Irrthum auch ausgeglichen werden. Ich halte mein Wort und Dein Wille geschehe, mein gutes Kind! — So segnen wir denn das neue Paar: denn Wilhelm — Berta — Ihr seid ja auch meine Kinder! — « Zu mir aber wandte er sich mit Thränen in den Augen und sagte leise: »Die Engel des Himmels seien mit Dir, mein gutes armes Kind!«

Trautmann warf sich an des Vaters Brust, Berta küßte meine Hände und sank dann, wie Vergebung flehend, zu der Mutter Füßen nieder. —

Ich benutzte den Moment der allgemeinen Aufregung und verließ das Gemach; ich eilte in meine Stube, schloß mich ein und weinte mich aus. An eine Fortsetzung der Mahlzeit dachte Niemand. Endlich pochte und flehte Berta, ich mußte sie einlassen. — Noch jetzt versuchte sie einen edlen Wettstreit — sie wollte entsagen um meinetwillen. Aber ich war klar und abgeschlossen mit mir und drang ihr den Kranz des Besizes auf, der nimmermehr mein Haupt schmücken konnte. — Sie gestand mir nun Alles. Ihre Liebe, die still geglommen, war an jenem Ballabend zur hellen, zur verzehrenden Flamme, welcher der Widerstand nur neue Nahrung gab, emporgelebert. Aber — das edle Mädchen, als es auch meine Neigung erkannt, war fest entschlossen zu schweigen, und sollte sie ihr Herz brechen sehen.

Es wäre gebrochen — löste eine höhere Fügung das Mißverständniß nicht.

Später kam der Vater. Er legte segnend seine Hand auf mein Haupt, indem er sagte: »Eine Freude, mein Kind! die wir uns so schön aufgebaut, hat sich in Entsagung verwandelt; aber Du, Du meine Tochter, meine Anna, hast mein Herz mit namenloser Bönne erfüllt. Ich werde Dir's ewig gedenken, Anna! und Dein Leben mit allen Blumen schmücken, die ich Dir nur zu bieten vermag. Du bist so gut und mußttest das schwerste, bitterste Leiden ertragen, mein armes Kind! Aber Du hast auch das Uebermenschliche vollbracht. — Ich segne Dich!«

»Mein Vater,« rief ich und suchte durch Thränen zu lächeln — »ich habe nur gethan, was ich mußte.« —

So war denn Alles vollbracht! —

— Nur vor Wilhelms Anblick zittre ich und er — er mag wohl den meinigen auch meiden, nicht aus Schuldbewußtsein — denn was hat er verschuldet? Er war nur das unfreiwillige Mittel zu einer Täuschung. —

Aber warum war er auch so mild und liebevoll gegen mich — warum seine Küsse, seine brennenden Küsse — daß ich an die Liebe glauben mußte!? Warum wiegte er mich in diesen zauberhaften Traum?

Nein, nein! Es war nur Mitleid, was ich für Liebe nahm! — Er wollte der armen Entstellten eine Blume auf den Lebenspfad streuen, der Niemand eine streut. Und seine Blumen waren zu schön! —

Donnerstag den 27. November. Es fügt sich nach und nach Alles zu unserer Beruhigung. — Trautmann hat die Weisung von seinem Director erhalten, noch heut' in das Schulgebäude zu ziehen, weil große Vorbereitungen zu einer Hauptprüfung geschehen müssen, da in der nächsten Zeit der Minister selbst zur Inspektion erscheinen wird. Auch speisen soll er von jetzt an bei dem Director — aber des Sonntags wird er wo möglich stets bei uns zu Tische sein. — Und da auf diese Art seine Stube leer wird, so hat sie Mutter Berta'n angewiesen; sie soll dort schlafen, damit Jemand in Adolfs Nähe sei.

Nicht daß ich Berta scheute — sie meiden wollte! aber ich werde mit der guten Sophie jetzt allein sein, ich werde mich ausweinen, aussprechen können, werde von dem Vergangenen reden dürfen, ohne Jemand zu verletzen, und das wird mir meine Brust erleichtern. —

— Es schlägt Mitternacht. Der Sturm ist vorüber — der äußere; in mir brandet es aber und wogt es noch wie ein Meer. Blutet die Wunde nicht mehr, so schmerzt sie doch, wird ewig schmerzen.

O die heilt keine Zeit, keine Macht! — Nur aus des Vaters Worten, aus seinen Segensworten taucht es auf wie Himmelsfrieden. Möge er meinen Geist erfüllen. Das Herz geb' ich auf — das kann nie genesen.

— So keh'r ich denn wieder zu meinen Büchern und Blumen, zu meinem armen, vergessenen Vöglein zurück. Wenn der Frühling wiederkehrt, dann lieg' ich draußen unter der Erde. Ach, nur im Frühling laß mich sterben, gütiger Gott! —

Mein »Gegenüber« auch spurlos verschwunden! Wo er weilen mag, der Arme? Seine Trauer würde sich mildernd zu der meinigen gesellen. —

Ich will zu Bette gehen. Nach langer Zeit schlafe ich wieder allein mit Sophien. — Ich habe ihr so viel zu sagen. Sie weiß zu trösten. Das gute Mädchen versteht mich, wie kaum ein Anderer!

Sonntag den 30. November. Sophie, der ich nun Alles gestanden habe, meint, Wilhelm sei doch falsch gewesen, er habe mich getäuscht und verlassen, als Berta kam, die ihm besser gefiel. — Nein, er war nicht falsch — ich allein habe mich getäuscht, ich nahm seine freundschaftliche Auswallung für Liebe.

Das war meine Schuld! Warum träumte ich und verlangte nach dem Höchsten und vergaß der Erde.

— Sophie hatte schon lange eine Vermuthung.

Sie beobachtete die stille Liebe der Beiden sorgfältig. Wie klug das Mädchen ist! Aber sie wollte erst Gewißheit erlangen, sie wollte mich nicht unnöthig betrüben.

Darum war sie auch mißtrauisch gegen Berta, weil sie in ihr die Räuberin meines Glückes sah. Und Berta liebte sie darum nicht, weil sie in ihr eine Beobachterin sah und eine Verrätherin fürchtete. —

Die Rectorin gestand mir nun auch, daß sie schon an jenem Ballabend Wilhelms und Berta's Neigung erkannt und daß sie nur geschwiegen, weil sie besorgt in die Zukunft sah.

Sie wollte uns kein Herzeleid machen und Alles der Fügung anheimstellen.

Donnerstag den 4. December. Die Rectorin klärte mich noch über einen Punkt meines Irrthumes auf. Jenen jungen Kaufmann wollte sie meinethwegen in unser Haus bringen. Er hat mich oft im Concerte gesehen, ich soll ihm gefallen haben, und er weiß, daß Vater reich ist.

Deshalb nur hatte er auf dem Balle der Berta Aufmerksamkeit bewiesen, weil er erfuhr, daß sie meine Consine sei. Sie sollte ihm als Brücke zu mir dienen.

Er weiß, daß ich einmal reich werde! Ich mag ihn nicht kennen lernen.

Mittwoch den 10. December. Sophie tröstet mich nach Kräften. Aber diese Wunde kann nie heilen und ich sehne mich in stillen Stunden oft recht brünstig nach dem Frühling und dem Tode, dem Sterben unter Blumen und Nachtigallklängen.

Dann bestürme ich den Vater, er muß mich aufs Land schicken, allein mit Sophien. Der Abschied von all' den Lieben würde mir zu schwer werden und auch ihnen.

Es ist seltsam, wie mich die Einsamkeit jetzt gefangen nimmt und die Stunden oft schleichen. Sonst war mir die Einsamkeit nie drückend.

Es ist auch, als wären all' die Bücher, all' die Bilder und Blumen andere geworden. —

Ach nein! nur ich bin anders geworden, ich Undankbare!

— Oft betrachten mich die Eltern, wenn sie sich unbeobachtet von mir glauben, verstohlen, recht wehmüthig und ein leiser Seufzer gleitet über ihre Lippen. Im Auge der Mutter entdeckte ich schon heimliche Thränen.

Sie trauern über den gebrochenen Lebensfrühling ihres Kindes.

Ach, warum muß ich diesen guten Eltern Sorgen verursachen!

— Ich habe das Alles nicht verschuldet, es ist mein trauriges Geschick.

Montag den 15. December. Des Sonntags war Wilhelm erst ein Mal hier — die übrigen Feiertage war er eingeladen. Ich erschien nicht bei Tische, ich hatte Kopfschmerzen.

Adolf hat seine Unterrichtsstunden der Bequemlichkeit wegen bei ihm.

Abends kommt Wilhelm fast jeden Tag und besucht seine Braut. Ich schließe mich dann in meine Stube. — Es müßte ihm doch peinlich sein, mir zu begegnen.

Und mir gibt schon der Gedanke daran einen Stich durch's Herz.

— Das müssen selige Stunden sein, die die Glücklichen da durchleben. Ob ihnen die Erinnerung an mich nicht manchmal einen Vermuthstropfen in den Freudenbecher träubt?

Das wünsche ich nicht. Sie sollen meiner nur in Liebe und zuweilen in Wehmuth gedenken.

Freitag den 19. December. Sophie hatte auch einen Geliebten; er war Schreiber bei einem Advokaten. Aber er lernte eine reiche Wittve kennen,

die machte sein Glück und er verließ das arme Mädchen treulos.

Sie will nie wieder lieben, sie haßt die Männer.

Ihr war auch schrecklich zu Muthe, als sie seine Untreue erfuhr. Aber sie unterlag dem Schmerze nicht — sie konnte hassen, wie sie sagt.

Das vermag ich nicht — und ich bin viel schwächer organisirt.

Mittwoch den 24. December. Der Weihnachtsabend ward heut' stiller in unserm Kreise be- gangen als sonst. Alles gab sich den Schein von Fröhlichkeit, diese kam aber doch nicht so recht aus dem Herzen. Es herrscht wie eine düstre, schwere Atmosphäre in unserm Hause.

Vater beschenkte uns Alle reichlich, mich am reich- sten. Nur der Dank, den ich dem Herrlichen ab- flatten konnte, machte mir Freude, die Geschenke ließen mich kalt. —

Ich ging bald zur Ruhe. Später kam Wilhelm; er mußte vorher der Bescheerung bei seinem Vorge- setzten beiwohnen.

Dienstag den 30. December. Berta's Hoch- zeit wird im Februar sein, mitten im Fasching; der Tag ist schon festgesetzt. Ich reise einige Zeit vorher mit der Rectorin nach M^{**}, wo sie eine Schwester mit erwachsenen Töchtern hat. Ich werde wie zu-

fällig bei Berta's Hochzeit nicht hier sein. Aber die Gute darf früher nichts davon erfahren — es könnte sie kränken.

Und bleiben kann ich doch nicht — es wäre uns Allen peinlich.

— Ich kehre wohl erst im März oder April zurück, — dann ist Berta schon Frau. — Wer weiß, was mir der Frühling bringt.

* * *

Zwei Jahre später.

Zwei Jahre vorüber und ich öffne zum ersten Male wieder dies Buch. — Wie ist der Himmel seitdem ein anderer geworden — ein freundlicherer. Ja, freudige Erregung zieht wieder in meine Brust, das sagt mir mein klopfendes Herz, durchwallt von einem warmen Strahle, der seine gesunkenen welken Blütenkeime wieder erhebt.

Wir saßen vor fünf Tagen insgesammt in der großen Gesellschaftsstube, die nach der Straße führt. Da wurde dem Vater ein Fremder gemeldet. Sophie schilderte ihn als einen schönen, schlankgewachsenen Mann, der einen Orden trug.

Er trat ein — : mir kam er auf den ersten Blick

bekannt vor, aber ich suchte lange vergebens in meiner Erinnerung. Endlich löste er selbst das Räthsel. Nachdem er uns bescheiden und würdevoll begrüßt, gab er sich als ein alter Nachbar, mein ehemaliges Vis à Vis, den Doctor Eilring zu erkennen. Von seinem Onkel zum Advokatenstande gedrängt, aber ohne Beruf für denselben, vielmehr zu den mathematischen Wissenschaften getrieben, hatte er dessen Zorn auf sich geladen und war ohne Unterstützung gelassen worden. Einige Werke, die er veröffentlichte, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn — bei dem Bau der neuen Eisenbahn von D** ward er endlich als Ingenieur angestellt. Später übernahm er selbst die Ausführung einer Bahn, erwarb schnell ein beträchtliches Vermögen, ward Generalinspector sämmtlicher Eisenbahnen in Z** und mit dem belgischen Leopoldsborden decorirt. Nach solchen glänzenden Erfolgen söhnte sich sein Onkel mit ihm aus, dessen einziger Erbe er ist. —

Ich erröthete lebhaft und mein Herz schlug gewaltig, als ich den Doctor Eilring, meinen traurigen, melancholischen Nachbar wieder erkannte. Er hat sich vortheilhaft verändert, ein schöner Bart verschönerte sein Gesicht, seine Haltung ist stolz und frei, seine Rede ernst und männlich, und doch wieder mild, wie Abendgeläute. — Er hatte unser nicht

vergeffen und wir — und ich — wir hatten ihn damals kaum beachtet. Die Sehnsucht, seinen frühern Aufenthaltsort, der ihm trotz mancher Leiden und Entbehrungen doch theuer geblieben, wieder zu sehen, hatte ihn auf kurze Zeit wieder hierhergeführt. Von seiner damaligen Armuth spricht er mit einer seltenen, fast stolzen und unumwundenen Offenheit. — In wenig Wochen, wie die Bauten wieder beginnen, muß er auf seinen Berufsort zurückkehren.

Vater und Mutter interessiren sich lebhaft für den Doctor — zumal er sich aller, auch der kleinsten Einzelheiten, die uns betreffen, erinnert, was einen hohen Grad von Theilnahme für uns erkennen läßt. Mich zeichnet er durch die zarteste Theilnahme aus. Ich bin zwar schüchtern und verlegen in seiner Nähe, aber ich fühle, daß sie mir wohl thut. —

Sonabend den 21. März. Eilring ist bisher täglich in unser Haus gekommen. Er hat hier fast keine andere Bekanntschaft. Wir haben ihn Alle herzlich lieb gewonnen. Und ich — ich habe allmählig meine Befangenheit abgelegt und plaudere herzlich, lebhaft und oft recht heiter mit ihm. Auf seine Bitte mußte ich ihm meine Stube zeigen. Er bewunderte mein kleines Paradies. Als wir im Erker saßen, blickte er träumerisch nach seinen Fenstern gegenüber und seufzte tief. Dann erhob er sich und sagte:

„Es waren doch selige Stunden, bei allen herben Leiden — denn ich sah ja Sie, Sie, mein Fräulein! Sie waren mein Hoffungsstern.“

Er faßte rasch meine Hand und küßte sie feurig und lange. Er schien tief ergriffen.

Am Nachmittag stellte er uns seinen Oheim vor: ein würdiger, herrlicher Mann, der sich schnell mit dem Vater befreundete. —

Diesmal habe ich Sophien, meiner Vertrauten, sofort Alles gestanden. Sie ist entzückt von dem Doctor. Dieser, meinte sie, wäre für mich erkoren. — Die Thörin! Als ob ich noch lieben könnte, als wenn mich Jemand lieben würde!

Sonntag den 22. März. Eilring hat mir seine Liebe gestanden, hat um meine Hand gebeten. Es war in meinem Zimmer zwischen jungem Blütenflor und dem goldnen Abendschein, der in meinen Erker brach. Er zog mich an seine Brust und drückte seinen Mund auf meine Lippen. Er hat mich lange still und heimlich geliebt, geliebt während dieser langen Trennung; nur mein Bild in seinem Herzen getragen und war wiedergekehrt, hoffend und fürchtend. Wie konnte ich da widerstehen!? — Als er damals meine Verlobung mit Trautmann vernahm, da trieb ihn die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit fort. Erst später erfuhr er, daß ich wieder frei sei,

da rang er unablässig nach Glücksgütern, um meiner Hand würdig zu sein.

Der edle Mann — auch ohne Glücksgüter sollte er der Meinige werden. —

— So ward ich geliebt, und habe es kaum geahnt, habe es nicht geachtet, weil mein eitler Sinn anderswohin strebte. — Wie heilt der gütige Gott so mild, so sanft die Wunden, die wir uns selbst geschlagen!

So lange hat er die Liebe treu im Herzen getragen! Hab' ich es denn verdient? Ich habe kaum geglaubt, daß man Jemanden so dauernd lieben kann, ohne seine Gegenliebe zu wissen.

Und meine Neigung für Gotthold kam nicht wie der Blitz, blendend und verzehrend, sondern mild und warm, und steigend wie die Frühlingssonne. — Das Vergangene erscheint mir Alles wie ein Traum, und wenn mich der herrliche Mensch, mein Bräutigam an die Brust drückt — da denke ich, ich hätte Trautmann nie geliebt.

Dienstag den 24. März. Heut' war unsere Verlobung. O sie ward freudenreicher begangen, als jene, wo ein düsterer Geist, ohne daß ich es ahnte, mich umschlich. —

Wie glücklich sind meine Eltern! Schon in vier Wochen soll unsre Hochzeit sein. Dann ziehe ich mit

Gotthold nach B^{**}, es ist nur zehn Meilen, das heißt auf der Eisenbahn etwa zwei Stunden, bis dort hin. Und so wird mir der Abschied von den Meinigen nicht schwer fallen, denn ich kann sie ja in jeder Woche sehen, so oft ich will.

Sophie theilt mein Glück; sie ist überschwenglich in ihrer Liebe zu mir und spricht mit Begeisterung von meinem glänzenden Loose. Sie geht mit mir, sie wird die Wirthschaft meines Hauses führen; sie wird mir aber mehr Freundin, als Dienerin sein. Sie hat mir gelobt, nie zu heirathen — sie will nur für mich leben. —

— Auch Trautmann und seine Frau haben mir ihre Glückwünsche dargebracht. Wir konnten einander jetzt unbefangen in's Auge sehen. Es ist ja Alles ausgeglichen. Die arme Berta hat ihr erstes Kind verloren — sie sieht recht abgehärmt aus. —

Mein Verlobter ist der innigste Freund Adolfs geworden. Er muß ihn Du nennen. — Meine Erkerstube bleibt wie sie war und soll mir zum Aufenthalt dienen, wenn ich die Eltern besuche. Sie werden mehrere Sommermonate bei mir in B^{**} zubringen.

Lauter Sonnenschein — weit, unabsehbar weit wölbt sich vor mir ein blauer Himmel! —

Freitag den 1. Mai. Ich bin Gotthold's Gattin! Mein Glück ist unaussprechlich.

Wie ich von ihm, ist vielleicht noch nie ein Weib
geliebt worden.

Mein Glück ist unaussprechlich! Mit die-
sem Ausruf schließe ich diese Blätter. — Von nun
an soll mein Tagebuch nur in dem Herzen meines
Gatten sein! —

